1,70 DM / Band 443
Schweiz Fr 1.60 / Österr. S 13,-

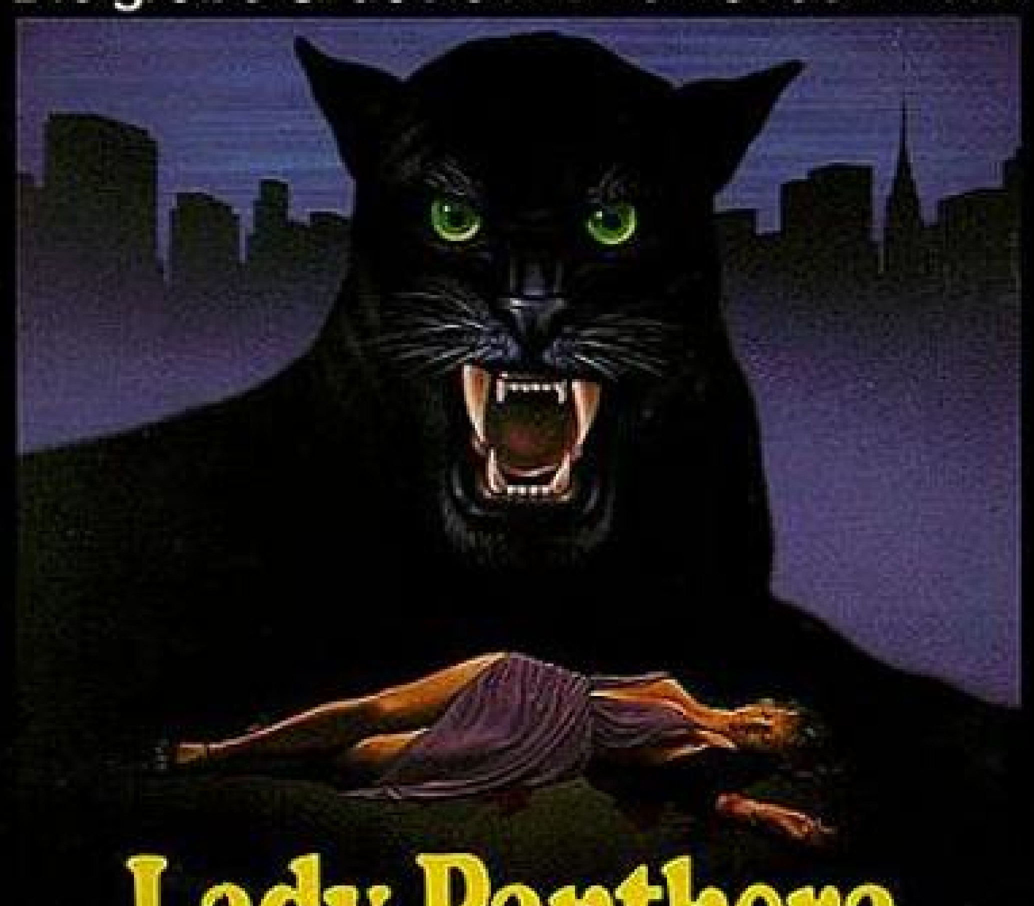
NEU

BASTEI

GEISTERJÄGER

# JOHN SINCLAIR

Die große Gruselserie von Jason Dark



# Lady Panthera

Frankreich F 5,50 / Italien L 1500 / Niederlande f 2,15 / Spanien P 115 (inc. IVA)




# Lady Panthera

## John Sinclair Nr. 443

***von Jason Dark***

***erschienen am 30.12.1986***

***Titelbild von Tom Hallmann***

Sinclair Crew

# Lady Panthera

**Die Nacht war lau und sternklar. Nur wenige Wachen umrundeten das große Lager, und keiner der Wächter sah die Frauengestalt, die durch die Gassen zwischen den Zelten schlich. Sie trug einen schwarzen Umhang. Nur die Bleiche ihres Gesichts fiel auf. Sehr schnell hatte sie ihr Ziel erreicht, schlüpfte in eines der Zelte und näherte sich dem Lager des Königs. Dabei zog sie ein Messer. Die Klinge funkelte im Schein einer Öllampe. »Blut!« flüsterte sie. »Das Blut König Salomos…« Dann stach sie zu!**

»Wenn der Mensch zum Raubtier wird und das Raubtier zum Menschen, so flieht, denn dann ist die Zeit der Apokalypse gekommen.«

Zweimal sagte Thriller I diesen Spruch auf, bevor er lachte und sich drehte. Aus dem Lachen wurde ein Grinsen. »Versteht ihr das?« wandte er sich an Thriller II und Thriller III.

»Wir haben es gehört«, sagte Thriller II.

»Und du?«

»Ich mag so einen Quatsch nicht«, erklärte Thriller III. »Ich will Action, klar?«

»Das wollen wir alle.«

Thriller II bekam hungrige Augen. »Dann machen wir doch endlich Action, verdammt!«

Thriller I hatte die Lage im Griff. Deshalb hatte er sich auch eine Eins hinter seinen Spitznamen gesetzt. »Geduld, Freunde. Wir holen sie noch raus.« Er nickte dem Spruch über der dunkel gestrichenen Tür zu. »Das geht alles über die Bühne, wir räuchern sie aus. Die Typen haben in London nichts verloren.«

Thriller III rieb sich die Hände. »Wenn wir es nicht machen, dann macht es niemand.«

»Eben!«

Im Schutz der Dunkelheit würden sie zuschlagen. Es sollte ein Überfall werden. Ob es dabei Verletzte oder Tote gab, spielte für sie keine Rolle.

Sie hatten voll und ganz auf die neue Gewalt gesetzt, und sie waren stolz darauf, denn für sie hatten sich in der letzten Zeit zahlreiche Zeitschriften und Magazine interessiert.

Skinheads nannten sie sich, und sie scherten sich einen Dreck um die Gesetze.

Skinheads gab es überall in Europa und in den Staaten. Eine Bande von jungen Leuten, die etwas gegen Menschen hatten, die eine andere Hautfarbe besaßen. Und da war London das richtige Pflaster für sie.

Asylanten gab es genügend, und Skinheads bekamen ebenfalls immer mehr Zulauf. Eine Folge der Arbeitslosigkeit, die sich über das gesamte Land ausgebreitet hatte.

Es war ein warmer Tag gewesen, aber auch in der Nacht schlief London nicht.

Soho kochte über, im Hyde Park ging man spazieren, und auf den breiten Uferstraßen der Themse herrschte ebenfalls reger Betrieb.

Die drei Skinheads hielten sich in Southwark auf, dem Londoner Armenviertel. Hier und in einigen Vorstädten des Nordens wohnten viele Farbige. Täglich wurden es durch neu hinzugekommene Asylanten mehr. England zahlte eben einen hohen Preis für seine Kolonialpolitik.

Die drei Skinheads hatten sich zu einer Gruppe zusammengeschlossen, die selbständig agierte. Ihr Anführer war Thriller I. Die richtigen Namen hatten sie fast vergessen, sie redeten sich nur mit Thriller an.

Haare besaßen sie nicht mehr. Ihre Schädel waren kahl rasiert worden.

Thriller I hatte sich ein Spinnennetz auf den Kopf tätowieren lassen Thriller II eine grinsende Fratze, und Thriller III einen nackten Frauenkörper.

Ansonsten liebten sie Leder, Abzeichen und natürlich Waffen. Eisenstangen, Schlagstöcke, Messer und Ketten Damit hatten sie auch schon gegen Polizisten gekämpft.

Thriller I trug nur Leder. Jacke und Hose bestanden aus diesem Material.

Auf ein Hemd hatte er verzichtet. Er mochte es, wenn das Leder die nackte Haut berührte.

Thriller II hatte sich Jeans übergestreift. Seine ärmellose Lederweste stand offen, und die dunkelroten Schnürschuhe besaßen harte Sohlen, damit er wirkungsvoll zutreten konnte.

Thriller III trug ebenfalls Leder. Seine Uniform hatte aber im Kampf schon schwer gelitten.

Sie selbst bezeichneten sich als die rächende Rotte. Sie würden es dem Pack zeigen, und schon längst hatten sie sich einen Plan ausgearbeitet, wie sie vorgehen wollten.

Konzentriert und hart zuschlagen, so hieß ihre Devise. Egal, wer dabei auf der Strecke blieb.

Von der Themse wehte ein fauliger Geruch über die Dächer der Häuser.

Hin und wieder stank es auch nach Fisch, denn irgendwo in der Nähe musste eine solche Bude stehen.

Noch einmal las Thriller I den Spruch über der Tür vor, und seine Kumpane wunderten sich darüber.

»Was ist denn da so Besonderes?« fragte Thriller II.

»Ich weiß auch nicht!«

»Diese…« Er fügte ein nicht druckreifes Schimpfwort hinzu, »glauben, dass sie etwas Besseres sind. Aber den Zahn ziehen wir ihnen.« Thriller II ballte die rechte Hand zur Faust. Die Haut auf seinen Knöcheln war aufgerissen. »Wir machen sie alle.«

Thriller III nickte. Er war der kleinste der Gruppe, aber auch der wildeste.

Stiernacken, breites Kreuz, ein Bulldoggen-Gesicht, dessen Stolz ein auf der Oberlippe wachsender Schnäuzer war. Für seine achtzehn Jahre sah der Junge schon alt aus. Seit drei Jahren gehörte er zu den Skinheads, und er hatte auch deren Ausbildung genossen. Körperlich

war er fit gemacht worden. In langen, harten Kämpfen hatte man ihn gestählt.

Zahlreiche Skinheads besaßen versteckt liegende Ausbildungsstätten.

»Verdammt, ich will die Höhle ausräuchern«, sagte Thriller II, der junge Mann mit der Sattelnase. Der Knüppel eines Polizisten hatte sie auf diese Art und Weise verformt. Seit dieser Zeit hasste Thriller II die Unformierten noch mehr.

Aber ihr Chef zögerte noch. Er sagte auch nichts. Als er sich bewegte, knarrte das Leder der Jacke. Sein Blick war misstrauisch geworden.

Dass er die Schrift über der Tür lesen konnte, hatte er einem Scheinwerfer zu verdanken, der von einem flachen Hausdach herüberstrahlte.

Warum der eingeschaltet worden war, wussten die drei nicht. Sie hatten sich mit den Rücken gegen das Rolltor eines Eingangs gedrückt und lauerten darauf, dass endlich etwas geschah.

Seit einer Viertelstunde standen sie jetzt in dieser schmalen Gasse, ohne dass sie von einer anderen Person betreten worden wäre. Nur an ihren Enden waren hin und wieder Fahrzeuge vorbeigehuscht, aber nicht ein Fahrer hatte je in die Gasse hineingeschaut oder seinen Wagen etwa gedreht.

Thriller I schüttelte den Kopf. »Dieser Spruch gefällt mir nicht. Die Hundesöhne kommen aus dem Orient. Ich habe mal gehört, dass hinter den Dingen viel Wahrheit steckt.«

»Ach.«

Thriller I drosch seine Faust gegen die Brust des neben ihm stehenden Thriller II. »Noch so eine Bemerkung, und ich stopfe dich in den Gully. Ich weiß, was ich sage. Manchmal ist es von Vorteil, wenn man eine Schule besucht hat.«

»Kann sein.«

»Das kann nicht nur sein, das stimmt auch!«

»Was ist denn damit?« fragte Thriller III.

»Eine Warnung. So etwas steht auch an den Gräbern der ägyptischen Pyramiden, habe ich gehört. Ist ja egal, wir machen sie trotzdem nieder. Wir müssen nur vorsichtig sein.«

»Es sind bestimmt zehn, nicht?«

»Ja.«

Thriller III hob die Schultern. »Wenn Sie keine Kanonen haben, ist das nicht tragisch.«

»Die nicht!« sagte Thriller I. »Die verlassen sich voll und ganz auf andere Dinge.«

»Messer?«

»Kann sein.«

Thriller II scharrte unruhig mit den Sohlen. »Verdammt, ich will endlich Action.«

»Kriegst du, Junge, kriegst du!« Thriller I warf noch einen Blick durch die leere Gasse. In der Nähe des Flusses kam Dunst auf. Und dieser dünne Nebel zog in feinen Schwaden über das Kopfsteinpflaster hinweg.

Thriller I hatte sich entschieden. »Wir werden nicht den Eingang nehmen«, erklärte er und überraschte seine Kumpane damit.

»Weshalb nicht?« fragte Thriller II.

»Der Spruch.«

Keiner sagte mehr etwas dazu. Sie kannten Thriller I. Wenn der durchdrehte, wurde es schlimm. Da kannte er kein Pardon, und er besaß die Kräfte, um beide durchzuwalken.

Hintereinander überquerten sie die Gasse. Das Haus, das sie sich ausgesucht hatten, war schmal und wirkte baufällig. Bis auf die Tür. Die Fenster waren dunkel.

Bis zur nächsten Einfahrt waren es vielleicht zehn Schritte.

Der Boden war mit Abfall und Unrat bedeckt. Sicher gab es hier auch Ratten, die ließen sich nicht blicken, so kamen die Typen nicht in den Genus, sie zu zertreten, denn so etwas taten sie gern. Und als Ratten bezeichneten sie auch die Menschen, die eine andere Hautfarbe hatten.

Im Hinterhof brannte kein Licht. Er wirkte wie ein stockfinsterer Vorhof zur Hölle. Die drei Skinheads mussten sich erst orientieren. Im Schein einer schmalen Stablampe sahen sie ihren Weg. Als sie das Schnarchen hörten, blieben sie stehen.

Keine Gefahr, denn nahe der Hauswand lag ein Betrunkener und schlief seinen Rausch aus.

Thriller I hielt die Lampe. Der fahle Lichtbalken glitt an der Hauswand entlang, traf mal ein blindes Fenster und ein Rechteck, in dem nur mehr Scheibenreste steckten.

Das war bei dem Haus, in das sie hineinwollten, nicht der Fall. Zwar klebte an den Scheiben der Schmutz, aber um das Fenster zu öffnen, mussten sie eine Scheibe einschlagen. Zudem lagen die Fenster relativ hoch.

Die Skinheads waren aufeinander eingespielt. Thriller III bückte sich bereits, damit Thriller I auf seinen Rücken steigen konnte. Er bewegte sich sehr geschmeidig. Einen aus Hartgummi bestehenden Knüppel hielt er bereits in der Hand. Um die obere Hälfte hatte er ein Tuch gewickelt, um den Lärm dämpfen zu können.

Thriller III hatte seinen Rücken fast waagerecht durchgebogen. Mit beiden Händen stützte er sich an der Hauswand ab. »Beeil dich, du wiegst zuviel.«

»Schnauze!« Thriller I holte aus. Er wusste, wie man zu schlagen hatte.

Kurz, zielsicher und genau.

Es klirrte nicht einmal, als der durch das weiche Tuch weich gemachte Knüppel die Scheibe zertrümmerte. Die platzenden Geräusche hörten nur mehr die Mitglieder der Rotte, aber Thriller I ging auf Nummer Sicher. Bevor er die restlichen Scheibenstücke aus dem Rahmen brach, lauschte er in den Raum hinein.

Kein Geräusch wehte ihm entgegen. Niemand schien den Einbruch gehört zu haben.

»Alles klar«, meldete er, »ich mache weiter.« Mit dem Knüppel schlug er die Reste der Scheibe aus dem Rahmen. Das leise Klirren störte ihn dabei überhaupt nicht. Was nicht in den dunklen Raum hineinfiel, packte er und schleuderte es hinter sich und über die Köpfe seiner Kumpane hinweg in den Hof.

Das Fenster besaß keinen Kreuzrahmen. Es war breit genug. Thriller I hatte keine Schwierigkeiten, das Haus zu betreten. Er schob sich gewandt durch die Lücke, blieb im Dunkeln stehen, lauschte, und erst als er kein Geräusch hörte, gab er den anderen beiden Bescheid, ihm zu folgen.

Das Fenster hatte er von innen geöffnet. Die beiden Skinheads kletterten in das Haus. Zuletzt kam Thriller III. Er blieb stehen und schnüffelte.

»Was hast du?«

»Hier stinkt es.«

»Nach dir, was?«

Der Dialog spielte sich zwischen Thriller I und Thriller II ab. »Nein, nicht nach mir, sondern nach Knoblauch. Das fressen die Typen doch, oder nicht?«

»Wo Knoblauch ist, sind keine Vampire!« kicherte Thriller II.

»Haltet die Schnauze!« meldete sich ihr Anführer, der wieder seine Lampe einschaltete. Er ließ den Strahl kreisen, und der Lichtfinger tastete durch einen fast leeren Raum, in dem als einziges Möbelstück nur ein altes Sofa stand, aus dessen Sitzfläche die Sprungfedern hervorschauten.

Und sie entdeckten eine Tür.

Zur Hälfte stand sie offen. Hinter ihr glitt der Lichtfinger in einen Flur.

Thriller I schob sich vor. Trotz seiner hohen und schweren Schnürschuhe konnte er sich leise bewegen. Langes Training hatte dies ermöglicht.

Die anderen beiden blieben zurück. Sie sahen ihren Anführer nur mehr als Schatten, wie er sich durch den Türspalt schob, im Gang stehenblieb und auch dort die Lampe einschaltete, wobei er den Arm von seinem Körper abgespreizt hatte, denn er wollte auf keinen Fall ein Ziel bieten.

»Ihr könnt kommen.«

»Ist es leer?«
»Ja.«
Die Skinheads schoben sich in den schmalen Flur. Nebeneinander konnten sie nicht stehen, und sie fühlten sich irgendwie auf den Arm genommen.
»Verdammt!« flüsterte Thriller II, »da hat doch irgendwer dran gedreht, verdammt!«
»Wieso?«
»Die sind gewarnt worden…«
»Ehrlich?« Thriller II war sauer. Er konnte es nicht glauben und wartete auf eine Bemerkung des Anführers.
»Das kann schon hinkommen.«
»Aber wer hat die Scheißer gewarnt?«
»Keine Ahnung. Ich war es nicht.«
»Das kann ich mir vorstellen.«
»Wir müssen das Haus durchsuchen«, schlug Thriller III vor. »Und wenn wir niemanden finden, stecken wir die Bude einfach in Brand.«
»Ja, das wäre gut«, sagte Thriller II.
Ihr Boss winkte ab. »Lasst es mal langsam angehen«, erklärte er. »Wir nehmen uns das Haus hier systematisch vor. Erst sehen wir oben nach.«
Sie waren einverstanden und liefen hintereinander die Holztreppe hoch, die nicht mehr den stabilsten Eindruck machte. In den oberen Etagen standen alle Türen offen. Manche Zimmer waren leer, die übrigen mit Mattenlagern oder alten Sitzgelegenheiten vom Sperrmüll notdürftig eingerichtet.
»Das ist doch Dünnschiß!« schimpfte Thriller II. »Da will uns jemand verarschen.«
Er erntete keinen Widerspruch.
Thriller III fragte: »Hat das Haus auch einen Keller?«
»Glaubst du denn, dass sie sich verkrochen haben?« Thriller II war skeptisch.
»Möglich ist alles.«
Thriller I entschied. »Okay, gehen wir in den Keller. Wenn wir da nichts finden, warten wir.«
»Auf wen?«
»Auf die Jungfern, du Hirn!«
Manchmal schüttelte der Anführer den Kopf über die Dummheit seiner Kumpane.
Wieder mussten sie die baufällige Treppe nehmen. Es war ein Risiko, doch sie gelangten heil bis an eine Kellertür.
Die war verschlossen.
Thriller I leuchtete das Schloss an »Das sieht verdammt neu und stabil aus. Die müssen einen Grund gehabt haben, hier ein

Zylinderschloss einzubauen.«

»Im Keller ist bestimmt was versteckt!«

Thriller I widersprach nicht. Allmählich glaubte er auch daran. Noch etwas anderes kam hinzu. Er war zwar äußerlich hart, kannte kein Pardon mit seinen Feinden, aber im Innern besaß er eine gewisse Sensibilität, die ihn warnte. Besonders vor Gefahren. Da reagierte sein siebter Sinn stets überempfindlich.

»Das ist mein drittes Auge«, pflegte er manchmal zu sagen. »Das schaut in eine andere Dimension.«

Auch in diesem alten Haus spürte er die Warnung. Über seinen Rücken rann eine kalte Haut. Er überlegte, was er unternehmen sollte. Bisher war ihnen niemand begegnet. Er ging davon aus, dass sich niemand im Haus aufhielt. Der einzige Unsicherheits-Faktor war der Keller. Dort konnten sich die Typen durchaus verborgen halten. Oft war es in diesen Häusern so, dass die Keller noch mit denen der anderen Bauten durch geheime Gänge verbunden waren, so dass die Leute bei Razzien schnell entwischen konnten.

Wenn Thriller I jetzt einen Rückzieher machte, hatte er sich vor seinen beiden Kumpanen blamiert. Das wollte er nicht. Deshalb unterdrückte er auch die Warnung aus seinem Inneren und nickte. »Wir stemmen die Tür auf!« sagte er.

Die anderen lachten. Im Schein der Lampe warfen ihre Körper lange Schatten, die sogar an der Wand hochkrochen. »Das ist eine gute Idee!« meldete sich Thriller III. Er hielt sich im Hintergrund auf. »Soll ich es machen?«

»Ja.«

Die zwei anderen schufen Platz, damit ihr Kumpan die nötige Bewegungsfreiheit bekam.

Er trat zurück, hob einen Fuß und visierte das Schloss an.

Thriller III kam sich vor wie ein Karate-Kämpfer. Während er den Fuß vorschnellen ließ, drang ein Schrei über seine Lippen.

Volltreffer.

Der schwere Absatz traf genau die Stelle, wo das Zylinderschloss in das Türholz eingearbeitet worden war. Gleichzeitig hörten die drei Skinheads das Brechen und Krachen des Holzes. Und dann flog die Tür aus ihrer Verriegelung. Sie wurde bis gegen die Innenwand des Kellers geschmettert, von der sie wieder zurückprallte.

Thriller III lachte. »Das war eine meiner leichtesten Übungen. Los, leuchte mal!«

Der Anführer drückte seinen Arm dem Boden entgegen und strahlte schräg in die Tiefe.

Hinter der Tür lag die alte, schmutzige und zum Teil zerstörte Steintreppe. Sie lief gerade in die Tiefe und besaß genau neun Stufen. Der Keller schien verlassen zu sein.

Thriller III stand breitbeinig in der Türöffnung. »Die Ratten haben das sinkende Schiff verlassen!« flüsterte er rau. »Ich glaube, wir müssen die Bude doch anstecken.«

»Erst untersuchen wir den Keller!« meldete sich sein Boss.

»Klar doch, ich gehe vor!«

Thriller I schob sich heran. Eigentlich war es seine Aufgabe, aber wiederum warnte ihn das Gefühl, hinter dem anderen zu bleiben. Es war sogar stärker geworden, er spürte, dass irgend etwas in der Luft lag, nur konnte er keine Gefahr erkennen.

Das war oft am schlimmsten.

Thriller III stieg die Stufen hinab. Er bewegte sich dabei ziemlich vorsichtig, als könnte er jeden Augenblick angegriffen werden. Begleitet wurde er vom Strahl der Lampe, der nicht nur auf die Stufen gerichtet blieb, denn Thriller I bewegte seine Hand und leuchtete auch gegen die Decke über der Treppe.

Und dort sah er die Bewegung und hörte gleichzeitig das Knirschen.

»Weg!« schrie er.

Thriller III, sonst nicht schnell im Denken, reagierte in diesem Fall rein instinktiv.

Er schleuderte sich in dem Augenblick nach hinten, als sich von der Decke etwas Blitzendes löste und auf ihn niederfuhr.

Höchstwahrscheinlich hatte er selbst durch den Druck auf eine bestimmte Stufe den Kontakt ausgelöst.

Es war ein pendelartiges Fallbeil, das mit einer höllischen Geschwindigkeit niederraste…

***

Selbst Thriller I, den so leicht nichts erschüttern konnte, schrie überrascht auf, als dieses Mordinstrument niedersauste und ihn sowie Thriller II fast von den Beinen geholt hätte.

Auch sie warfen sich zurück und fielen bis in den Flur hinein, wo sie auf dem Rücken liegenblieben.

Thriller III lag auf der Treppe. Er presste sich eng gegen die Stufen.

Dabei hatte er sich zur Seite gedreht und schielte in die Höhe, wo das stählerne Mordinstrument von einer Seite auf die andere schwang und bei jedem Pendelschlag ein rauschendes Geräusch von sich gab.

Aber es glitt nie tiefer, so dass Thriller III nicht in Gefahr geriet, von der Schneide geteilt zu werden. Nur traute er sich nicht, die Stufen wieder hochzukriechen. Er blieb flach liegen, spürte seinen eigenen Herzschlag überlaut, und ihm wurde erst jetzt bewusst, wie knapp er einem scheußlichen Tod entgangen war.

Die beiden anderen rappelten sich wieder hoch. Thriller II zog sich tiefer in den Flur zurück, während der Anführer auf der Schwelle blieb und dem tödlichen Halbmond entgegenschaute, der ungefähr eine

Armlänge vor ihm aufschwang, bevor er sich wieder auf seine zweite Pendelstrecke begab.

Sogar den Luftzug bekam er mit, der sein schweißfeuchtes Gesicht traf.

Das Unterbewusstsein hatte ihn vor der Gefahr gewarnt. Jetzt war er noch froher darüber, dass er nicht die Treppe hinabgeschritten war.

Er leuchtete das Mordinstrument an. Der helle Lampenstrahl machte aus dem bläulich schimmernden Stahl einen Spiegel mit einer relativ dunklen Fläche.

Sogar die Außenschneide war zu erkennen. Von zwei Seiten lief das dickere Metall dort spitz zu, und Thriller I spürte noch immer den leichten Druck im Magen.

Thriller III hatte seinen ersten Schock überwunden. Noch traute er sich nicht, die Stufen hochzuklettern. Er hob nur den Kopf ein wenig an und schloss geblendet die Augen, als der Lichtstrahl sein Gesicht traf.

»Komm wieder hoch!«

»Verdammt, das Ding teilt mich in zwei Hälften!«

»Unsinn. Es zischt über du hinweg. Du brauchst ja nicht zu gehen, nur zu kriechen.«

»Okay.«

Thriller III, der harte Skinheads, dem es nichts ausmachte, Menschen zusammenzuschlagen, benahm sich wie ein ängstliches Tier, als er die vier Stufen hochkroch, die ihn von der Schwelle trennten. Er kroch bis zu seinen Kumpanen, während über ihm noch immer das Mordpendel schwang und er den Luftzug im Nacken spürte, der ihn streifte.

Thriller III zitterte so sehr, dass ihn seine Kumpane dabei unterstützen mussten, um auf die Füße zu kommen. Zitternd stand er zwischen ihnen und atmete ein und aus.

»Die verdammten Hunde!« fluchte er. »Diese verdammten Schweine. Ich bringe sie um, wenn…«

»Halts Maul!« befahl Thriller I. »Es ist ja noch mal gut gegangen.«

Thriller III strich über seinen Nacken. »Ja, soeben noch. Es hätte auch anders kommen können.«

»Gehen wir wieder zurück?« fragte Thriller II.

Keiner gab ihm eine Antwort. Der Boss hob die Schultern. Er war sich nicht schlüssig.

»Meinetwegen ja!« erwiderte Thriller III. »Aber vorher fackeln wir die Bude ab!«

Thriller I hatte sich entschlossen. »Sind wir Männer oder Memmen?«

Seine Stimme klang aggressiv.

»Das heißt, du willst den Keller durchsuchen.«

Er nickte Thriller II zu. »Ja, das will ich. Wir haben uns vorgenommen, die Bude auszuräuchern.« Sein Gesicht verzog sich.

Hass malte sich auf seinen Zügen ab. »Und das werden wir auch durchhalten.«
»Wie willst du denn an dem Pendel vorbeikommen?«
»Ganz einfach. Wir halten uns dicht an der Wand. Mehr brauchen wir nicht zu tun.«
Thriller III hatte sich aus dem Gespräch herausgehalten. Er schluckte einige Male, und in seinem Gesicht stand zu lesen, was er dachte. Nein, er wollte eigentlich nicht in den Keller, aber konnte er kneifen?
Einige Male schluckte er, sah die Blicke der anderen auf sich gerichtet und wischte mit dem Schweißband, das von einem Totenschädel verziert wurde, die Feuchtigkeit aus der Stirn.
»Ich… ich will kein Spielverderber sein. Wenn ihr wollt, gehe ich mit. Aber nicht als erster.«
»Das brauchst du auch nicht«, sagte Thriller I. »Ich mache den Anfang.«
Seine Stimme klang locker. Er spürte ein gutes Gefühl und ging davon aus, dass sie es schaffen konnten. Zudem war es durchaus möglich, dass sich die Typen noch in den Kellerräumen verborgen hielten und nur darauf warteten, dass Besucher gekillt wurden.
Noch auf der obersten Stufe drehte er sich, damit er mit dem Rücken die Wand berührte. Er schaute dabei auf die breite Seite des Mordpendels, das vor seinem Gesicht mit träge wirkenden Bewegungen vorbeistrich.
Da es hin und wieder vom Strahl der Lampe erfasst und erhellt wurde, sah Thriller I, wie sich sein Gesicht auf der breiten Stahlseite des Pendels spiegelte.
Auf der flachen Seite wirkten die Züge verzerrt und in die Breite gezogen. Sie drückten äußerlich ungefähr das aus, was Thriller I in seinem Innern empfand.
Noch immer eine gewisse Angst…
Aber er kam vorbei. Der Herzschlag normalisierte sich wieder, als er den Luftzug der Waffe nicht mehr spürte.
Der Schweiß trocknete allmählich auf der Stirn, und das Grinsen auf den wulstigen Lippen des Skinhead wirkte nicht mehr so verzerrt.
Am Ende der Treppe drehte er sich um und leuchtete die Stufen hoch, um den anderen beiden den Weg zu weisen. »Jetzt kommt, ich habe euch gezeigt. Es klappt.«
Thriller II ging als nächster. Auch er bewegte sich nur zögernd. Bestimmt durchlitt er die gleichen Gefühle wie sein Chef. Der Atem drang pfeifend aus seinem Mund. Dieses Geräusch mündete in ein Stöhnen, als er neben Thriller I stand.
»Das war knapp.«
»Sicher.«
Thriller III machte den Schluss. Er zitterte am meisten, weil er noch

immer unter dem Schock zu leiden hatte, aber er schaffte es ebenfalls glatt und sicher.

Dennoch musste er sich vor der untersten Stufe auf den Boden setzen.

Aus der Brusttasche holte er einen Zigarillo hervor und eine kleine Flasche mit Schnaps.

»Den Schluck brauche ich!«

»Aber las das Paffen.«

»Wieso? Ich…«

Thriller I trat ihm das Zigarillo aus der Hand. Fast hätte er noch dabei die Flasche erwischt, die aufgeschraubt und zur Hälfte leergetrunken wurde, bevor sie wieder in der Brusttasche verschwand. Thriller III rülpste und fragte lauernd: »Wie geht es jetzt weiter?«

»Wir schauen uns den Keller an.« Der Boss leuchtete die Wände ab. Sie starrten vor Schmutz. Manchmal hingen auch Spinnweben wie Netze über dem Mauerwerk und glitzerten hell, wenn sie vom hellen Lichtfinger erwischt wurden.

»Da ist ja keine Tür!«

Thriller zwei hatte mit seiner Bemerkung genau ins Schwarze getroffen.

Dafür sahen sie aber einen ziemlich breiten Gang, der nicht sehr lang war, denn sehr bald zeichnete sich auf einer Holztür der helle Lampenkreis ab.

Thriller I ging näher. »Was sagt ihr dazu, Freunde?«

Sie erwiderten nichts. Die Tür sah völlig normal aus. Staub lag auf ihrer Außenseite, aber über ihr stand der gleiche Spruch geschrieben wie draußen.

Wieder las Thriller I ihn halblaut vor und gab auch einen Kommentar ab.

»Die Warnung ist nicht einmal zu Unrecht ausgesprochen worden. Denkt nur an das Pendel.«

»Was liegt hinter der Tür?« Thriller II schob sich näher heran.

»Fallgruben mit aufrecht gestellten Lanzen darin?«

»Das kann sogar stimmen. Wir müssen mit allem rechnen.«

»Gehen wir denn weiter?«

»Ich mache keine Rückzieher. Wir schlagen uns hier durch. Koste es, was es wolle. Habt ihr die Waffen griffbereit?«

»Immer!« meldeten sich beide, und Thriller III fügte noch hinzu. »Die Tür sieht verdammt verschlossen aus.«

»Mal sehen.«

Thriller I streckte seinen rechten Arm aus und legte die feuchte Handfläche auf die Klinke. Er spürte die Kühle des Metalls an seiner Haut.

Das tat ihm gut.

Sehr behutsam drückte er die Klinke nach unten. Dabei hielt er den

Atem an und war auch ein wenig zur Seite getreten, denn mit Überraschungen musste er immer rechnen.

Er drückte die Klinke durch, stemmte den Fuß dabei gegen die Tür, die nach außen schwang.

»Es ist offen!« Thriller III presste den Satz hervor. In seiner Stimme lag auch die Spannung, die er fühlte.

Thriller I hatte den Lampenstrahl zu Boden gerichtet. Jetzt streckte er die Hand vor, leuchtete in den ziemlich weiträumigen Kellerraum hinein und stieß einen Ruf der Überraschung aus.

Leer war der Raum nicht. Sie sahen zwar keine Menschen, dafür aber etwas, mit dem sie nie im Leben gerechnet hätten.

Direkt der Tür gegenüber, vielleicht in einer Entfernung von fünf, sechs Schritten lag eine Frau auf dem Boden. Sie trug ein violettes Kleid, besaß grauschwarze Haare, hatte einen Arm ausgestreckt und den anderen angewinkelt unter ihrem Körper verborgen. Das Kleid war durch die liegende Position hochgerutscht, so dass ein Bein bis hin zu dem makellosen Oberschenkel freilag.

»Gibt es das?« flüsterte Thriller I.

»Ich sehe es auch«, sagte Thriller II. »Du träumst nicht. Das ist alles wahr.«

Der dritte im Bunde gab nur ein grunzendes Geräusch von sich. Als er sich an seinem Boss vorbeischieben wollte, hielt dieser ihn fest. »Nicht so eilig, Baby.«

Wenn Thriller III eine Frau sah, drehte er oft genug durch. »Wieso? Ich will nur…«

»Denk an die Falle.«

Da war der andere ruhig. Thriller I aber strahlte über den Frauenkörper hinweg. Dort glaubte er, einen Schatten gesehen zu haben und bekam den Beweis für seine Vermutung.

Über der Frau hob sich der gewaltige Schatten ab, der die Umrisse eines Raubtiers darstellte.

Eines Panthers mit aufgerissenem Maul, mörderischen Werzähnen und hellgrünen Augen, in denen die schwarzen Pupillen wie runde Kreise lagen. Was Thriller I zunächst für einen Irrtum oder Sinnestäuschung gehalten hatte, bekam er nun bestätigt.

Aus dem Maul quoll feiner Dampf. Lebte die Figur etwa?

***

Mich, John Sinclair, hatte das Leben wieder. Ich war dem Satan und seinen Helfern gewissermaßen im letzten Augenblick entwischt und dabei dem Sensenmann von der Schippe gesprungen.

Der Teufel hatte mir meinen letzten Fall angekündigt, mich nach Belgien in eine alte Templer-Komturei gelockt, wo ich zwischen den Mauern hatte sterben sollen.

Nun, die Hölle hatte verloren. Ich lebte wieder und war nach London zurückgekehrt.

Die Wiedersehensfeier hatten die Conollys arrangiert, und sie war zu einem Fest ausgeufert, über das ich lieber den Mantel des Schweigens lege. Ein Wahnsinn, was wir gekippt hatten! Einige hatten sich ja vornehm zurückgehalten, besonders die Frauen, aber Bill und ich hatten uns richtig einen auf die Lampe gegossen.

Am anderen Morgen war ich natürlich nicht fähig, ins Büro zu gehen, und erst gegen Mittag ging es mir besser. Nach einer Dusche und fünf Minuten Gymnastik fühlte ich mich wieder halbwegs fit, ins Büro zu fahren.

Ich nahm diesmal ein Taxi. Als ich die mir so vertraute Halle betrat, durchströmte mich ein Gefühl des Glücks. Oft genug hatte ich den Arbeitsplatz verflucht, aber jetzt hätte ich jeden Stein an der Wand küssen können.

Ich sah auch die Tafel, wo die Namen der Kollegen eingraviert worden waren, die bei der Ausübung ihres Berufes ihr Leben verloren hatten.

Wie leicht hätte meiner auch dort stehen können. Es war zum Glück anders gekommen.

Zudem schien es sich herumgesprochen zu haben, was mit mir losgewesen war. Die Kollegen, die ich traf, grüßten freundlicher. Manche erkundigten sich nach meinem Wohlergehen, und ich konnte mit gutem Gewissen behaupten, dass ich mich prächtig fühlte.

»Aber den Geistern sagen Sie nicht Good bye?« fragte einer.

»Nein.«

»Sie müssen es wissen.«

Da ich noch in der Halle stand, rief man mich zum Telefon. Ich musste in die Portierloge und hörte die aufgekratzt klingende Stimme eines Chiefinspektor namens Tanner.

»Na, Sinclair, wieder von den Toten zurück?«

»Ja, es hat mir im Jenseits nicht gefallen.«

»Andere behaupten aber das Gegenteil, wenn man den Berichten glauben darf, die klinisch Totgewesene nach ihrem Erwachen von sich geben.«

»Sie fehlten mir, Tanner. Ich habe direkt Ihren alten Hut vermisst.«

»Den werden Sie dann noch öfter zu sehen bekommen.«

»Hoffentlich.«

»Jedenfalls freue ich mich, dass Sie wieder auf den Beinen sind, John. Bis später mal.«

»Okay. Und danke für den Anruf.«

Lächelnd verließ ich die Loge. Es tat gut, Freunde zu haben, die sich Sorgen machten.

Ich schlenderte zum Lift. Als er in die Höhe schoss, merkte ich an

dem dumpfen Gefühl in Kopf und Magen, dass ich noch immer nicht fit war.

Leichte Schweißausbrüche kamen hinzu. Die Sünden der Nacht musste ich jetzt büßen.

Langsamer als sonst schritt ich den Gang zu meinem Büro entlang, das ich mit Suko teilte. Im Vorzimmer saß Glenda Perkins. Auch sie hatte mitgefeiert, aber sie sah im Gegensatz zu mir so aus wie der frische Sommertag, den London erlebte.

Das Kleid war neu, ich hatte es jedenfalls noch nicht gesehen, und das Lächeln strahlte mir entgegen.

»Willkommen zu Haus, John!«

»Zu Hause ist gut.«

»Das bist du doch hier, oder?«

Ich ließ mich auf einen Stuhl fallen und drückte beide Hände gegen die Wangen. »Irgendwie fühle ich mich wie durchgedreht.«

»Wer so schluckt wie du?«

Ich zog die Stirn in Falten. »War das denn so viel?«

»Jedenfalls mehr als genug.«

Suko hatte meine Stimme gehört und öffnete die Tür zum Büro. »Ach, da sitzt der müde Krieger ja.«

Lässig hob ich den Arm. »Hallo, Tiger.«

»Tiger ist gut. Kannst du überhaupt noch denken, oder hat dir das Bier den Verstand aus dem Schädel gespült?«

»Wo nichts ist, kann man nichts wegspülen«, gab Glenda ihren Senf dazu und stellte die Kaffeemaschine an.

»Was bist du gemein!« Ich stand vorsichtig auf. Es tuckerte nicht mehr in meinem Schädel. »Wie geht es eigentlich Bill? Hat schon jemand mit ihm gesprochen?«

»Ich habe es versucht«, antwortete Suko.

»Und?«

»Wie gesagt, John, ich habe es versucht, aber Bill war nicht in der Lage, mit mir zu reden. Die Schluckerei hat ihn so umgehauen, dass er bis jetzt noch nicht aus dem Bett kriechen konnte. Sheila hat es mir erzählt. Sie muss ihn pflegen. Einige Male hat sie ihm schon Eisbeutel auf die Stirn gelegt.«

Ich nickte. »Da ist er selbst schuld. Er soll ja nicht so viel trinken.«

Glenda lachte. »Wer im Glashaus sitzt…«

»Moment!« unterbrach ich sie. »Ich habe bisher keinen Eisbeutel gebraucht, wenn wir uns richtig verstehen.«

»Wenn heute morgen jemand bei dir gewesen wäre, hättest du dazu nicht nein gesagt.«

»Ach, ihr seid widerlich. Gönnt einem auch gar nichts.« Ich räusperte mich. »Wie ist das denn mit euch gewesen? Wie seid ihr nach Hause gekommen? Jane war ja auch dabei…«

»Mit dem Taxi.«
»Ich auch?«
Suko nickte. »Ja, du auch. Dazu hätte ich noch eine Frage, Gevatter.«
»Bitte.« Der Inspektor schaute mich so schief an, dass ich schon Gewissensbisse bekam. »Sag mal, John, du hast ja schon einige Male gelebt. Warst du zufällig auch mal Tenor?«
»Nein. Wieso?« Ich schüttelte den Kopf und hätte das lieber nicht machen sollen, die Stiche waren nicht gerade angenehm. »Was fragst du überhaupt für einen Unsinn?«
Suko hob die Schultern. »Das ist kein Unsinn. Du hast nicht nur im Taxi Arien geschmettert, sondern später in der Halle und im Lift schmutzige Lieder gesunden.«
Mir stieg eine leichte Röte in die Wangen, als ich die spöttischen Blicke der beiden auf mich gerichtet sah. »Ihr könnt mir viel erzählen. Ich glaube euch nichts.«
Suko deutete zum Telefon. »Du kannst gern den Portier anrufen oder einige Nachbarn, die von deinem Gesang aufgewacht sind.«
»Haben die Leute wenigstens mitgesungen?«
»Nein, die kannten die Texte nicht. Dafür du!«
»Ich kann mich an nichts erinnern«, erklärte ich und schielte zur Kaffeemaschine.
»Geh schon an deinen Platz«, sagte Glenda. »Ich bringe dir die Tasse rein.«
»Das ist nett.«
Bei jedem Schritt, auch wenn ich ihn vorsichtig setzte, spürte ich im Kopf das leichte Stechen. Gegen große Feiern habe ich ja nichts einzuwenden, aber die letzte war schlimm gewesen. Doch ich hatte einen Grund, auszuflippen. Verdammt, ich kam mir vor wie zum zweiten Mal geboren. Der Teufel hatte es nicht geschafft. Wenn das kein Grund zum Feiern gewesen war, was gab es dann für einen?
Der Blumenstrauß auf dem Schreibtisch fiel mir sofort auf. So etwas stand sonst nie da, höchstens zu meinem Geburtstag. Überrascht blieb ich neben dem Stuhl stehen und schaute mir das bunte Sommergebinde an. »War das Glenda?« fragte ich.
»Wer sonst?«
Sie hatte gesprochen und betrat soeben den Raum. Die Tasse Kaffee balancierte sie auf einem kleinen Tablett und stellte es auf dem Schreibtisch ab, den Suko vorsorglich von Akten und sonstigen Schriftstücken befreit hatte.
Ich ließ mich auf den Stuhl fallen. Im Sitzen ging es mir doch besser.
»Womit habe ich das verdient, Glenda?«
»Wir mögen dich eben.«
Ich lächelte. »Soll ich auch einen ausgeben?«
Beide hoben die Arme. »Nein!« rief Glenda. »Nur wenn du beim

Mineralwasser bleibst.«

»So etwas zu verlangen, ist schon pervers«, sagte ich und umfasste die Tasse mit beiden Händen. Der erste Schluck schmeckte noch nicht so richtig, der zweite besser und der dritte fantastisch.

Als ich die erste Tasse geleert hatte, stellte mir Glenda bereits die zweite hin. »Mehr gibt es nicht«, erklärte sie, »sonst bekommst du noch Herzrasen.«

»Das kriege ich, wenn ich dich sehe.« Ich schaute dabei auf ihr geblümtes Kleid. Als Grundfarbe herrschte Kornblumenblau vor. Darauf verteilten sich die kleinen Blumen wie Sterne am nächtlichen Himmel. Da der Stoff den Körper sehr eng umspannte, war zu erkennen, mit welch einer prächtigen Figur Glenda ausgestattet war.

Sie wandte sich schnell ab und verließ unser Büro.

»Ja, ja«, meinte Suko, »man sieht dir deine Nachtischgedanken eben an, John.«

»Da irrst du dich.«

»Trink erst mal deinen Kaffee.«

Das tat ich auch und rauchte dazu eine Zigarette. Das heißt, ich wollte es. Nach dem zweiten Zug verschwand sie ausgedrückt im Aschenbecher. »Widerlich.«

»Das ist ein Grund, das Rauchen ganz aufzugeben.«

Ich hob die Schultern. »Der Geist ist willig, aber das Fleisch ist schwach.«

Suko nickte. »Das weiß ich. Deshalb hast du Glenda mit deinen Blicken auch fast ausgezogen.«

»Jetzt übertreibst du aber«, erwiderte ich, als ich Sukos Lächeln sah.

Er hob nur die Schultern, stand auf und trat ans Fenster, um nach draußen zu schauen, wo der herrliche Sonnenschein die Häuser der Millionenstadt in hellem Licht badete.

»Ein wunderbarer Tag«, schwärmte Suko.

»Ja, und wir sitzen im Büro.«

»Willst du weg?«

Ich nahm einen Schluck Kaffee. »Am liebsten ja. An die Küste und baden oder am Strand liegen.«

»Aber nicht an die Knochen-Küste«, sagte Suko und spielte dabei auf einen Fall an, der einige Wochen zurücklag.

»Keine Sorge, ich dachte da mehr an die Bahamas.«

»Und ich denke an das, was du mir in der vergangenen Nacht gesagt hast, als du noch nüchtern warst.«

Ich war überrascht. »Was denn?«

Suko kam zum Schreibtisch, setzte sich und starrte mich an.

»König Salomo!«

»Man kann beides sagen. Im Ernst, John. Du hast gestern mit mir darüber gesprochen.«

Ich hob die Hand und ließ sie wieder fallen. »Das ist gut möglich, aber im Augenblick erinnere ich mich nicht daran.«

»Aber du kennst doch König Salomo!«

»Ja. Und zwar im Zusammenhang mit dem Buch der grausamen Träume«, erwiderte ich leise.

»Sehr richtig.« Suko nickte. »Ich gehe sogar noch weiter und behaupte, dass König Salomo unter Umständen der Verfasser des Buchs gewesen ist, das ja zu dir eine Beziehung hat.«

Ich starrte ihn an, »Weiter, bitte.«

»Okay. Hast du nicht gesagt, dass du unter Umständen davon ausgehst, in einem deiner vorherigen Leben König Salomo gewesen zu sein?«

Die Frage stand im Raum. Suko wollte eine Antwort haben, und ich lehnte mich zurück. Da hatte der Inspektor ein heißes Eisen angefasst.

Meine Antwort klang ausweichend. »So genau kann ich es dir nicht sagen, Suko. Ich habe da auch nur mehr meine Vermutungen.«

»Aber du schließt es nicht aus?«

»Nein. Nur drängte sich zum Schluss alles zusammen. Das Buch kam praktisch aus dem Jenseits zu mir. Ich konnte es zwar anfassen, aber nicht behalten.« Mit der Handfläche wischte ich über meine Stirn. »Das ist alles verdammt schwer, Suko. Jedenfalls ist es für mich nicht leicht, mich zu erinnern.«

»Das kann noch kommen.«

Ich trank auch den Rest Kaffee aus der Tasse. »Eines würde mich interessieren. Wie kommst du gerade jetzt darauf, mich mit dem König Salomo zu konfrontieren?«

»Es fiel mir ein.«

Ich schüttelte den Kopf und stach gleichzeitig mit der Zeigefingerspitze gegen Suko. »Das glaube ich dir einfach nicht. Da steckt etwas anderes dahinter.«

»Stimmt.«

Ich lehnte mich wieder zurück. »Wusste ich es doch. Also, raus mit der Sprache!«

»Während du im Bett gelegen hast, um deinen Rausch auszuschlafen, bin ich nicht untätig geblieben und habe so einige Erkundigungen eingezogen, denn einer muss ja schließlich arbeiten…«

»Suko, hau nicht so auf den Pudding!«

Er lachte leise. »Also gut. Ich habe gearbeitet und gleichzeitig geforscht. Der Name Salomo spukte mir permanent im Schädel herum. Ich dachte dabei auch an die Templer, an Sekten und so weiter. Da kam mir der Gedanke, einmal das Telefonbuch und auch das Adressbuch zu wälzen. In London gibt es zahlreiche Personen, die Salomo oder Salomon heißen, aber ich fand nur eine Vereinigung, die sich mit dem Begriff Salomo beschäftigt.«

»Und wer ist das?«
»S. M. A.«
»Toll. Jetzt verstehe ich alles.«
»Das wirst du gleich. Hinter der Abkürzung verbirgt sich folgender Begriff. Salomo Magic Assoziation.«
»Noch nie gehört.«
»Ich kenne den Begriff auch erst zwei Stunden. Ich weiß auch nicht, ob er etwas mit dem König Salomo zu tun hat. Eigentlich hatte ich mich nur beschäftigen wollen und stolperte natürlich über diese Vereinigung.«
»Klar. Hast du sonst noch etwas unternommen?«
Suko zog die Lippen schief. »Und wie. Es war ein Ortsgespräch. Ich rief an und bekam auch Verbindung.«
»Sag nur, mit König Salomo persönlich.«
»Nein, auch nicht mit der Königin von Saba. Dafür meldete sich eine andere Frau. Sie heißt Dominga Cruz.«
»Kenne ich auch nicht. Hört sich aber gut an. Wenn nicht sogar ziemlich spanisch.«
»Der Ansicht bin ich ebenfalls, John. Ich habe mich mit der Dame unterhalten, wir kamen regelrecht ins Plaudern, und sie stellte mein Interesse an der Vereinigung fest. Zwar fragte sie nicht gerade, ob ich Mitglied werden wollte, aber ich vereinbarte mit ihr einen Termin.«
»Wie ich dich kenne, Suko, für heute.«
»Um sechzehn Uhr sind wir verabredet. Ich habe für dich gleich mitgesprochen.«
»Da wollte ich eigentlich schon wieder liegen.«
»Komm stell dich nicht so an, John!«
Ich schaute durch das Fenster. »Du gönnst einem auch gar nichts, Alter. Ich wollte mal einen halben Tag blaumachen. Aber was kommt? Termine, nur Termine. Irgendwie finde ich das nicht gut.«
»Ich kann auch allein fahren.«
»Nein.«
Suko grinste breit. »Ich wusste, dass du so denken würdest. Sicherlich wirst du es nicht bereuen.«
»Wo müssen wir denn hin?«
Sukos Miene verfinsterte sich ein wenig. »Es ist eine Nebenstraße der Union Street…«
»Southwark?«
»Ja.«
Ich winkte ab. »Eine bessere Gegend hätten sich die Leute nicht aussuchen können.«
»Ihr Problem.«
»Stimmt. Und unseres ist es, wie wir uns da einführen sollen! Was willst du sagen?«

»Das habe ich schon. Wir sind eben diejenigen Personen, die sich für die magischen Praktiken König Salomos interessieren. Einverstanden, John?«

»Du hast ja alles geregelt. Was bleibt mir da noch übrig?«

»Den Beifahrer zu spielen.«

»Danke, ich habe dich vollkommen verstanden!«

***

Die drei Skinheads, sonst wirklich nicht auf den Mund gefallen, standen da und staunten mit offenen Mäulern.

Die Frau auf dem Boden, hinter ihr ein monsterhafter schwarzer Panther.

Wie passte das zusammen?

Thriller I hielt noch immer seine Lampe. Er hatte dabei Mühe, ein Zittern seines Arms zu unterdrücken, denn Schwäche wollte er vor den anderen nicht zeigen.

Sehr langsam und tastend ließ er den Lichtkegel höher wandern, so dass er auch die schwarze Figur erfasste. Den Rauch, der zwischen den Werzähnen hervorquoll, sah er deutlich.

»Das ist ein Hammer!«

Hinter ihm atmete Thriller II scharf aus, und der Atem floss über den Nacken des Anführers. »Dieser komische Panther sieht aus, als würde er leben.«

»Hör auf mit dem Quatsch!«

»Das stimmt aber.«

»Dann geh hin und streichle ihn.«

»Erst du.«

»Und was ist mit der Frau?« meldete sich Thriller III aus dem Hintergrund. »Die sieht aus wie tot.«

»Vielleicht schläft sie nur!« vermutete Thriller I.

Danach schwiegen sie wieder. Die drei Skinheads hingen ihren Gedanken nach, aber keiner sprach aus, über was er wirklich nachdachte.

Eines jedoch war ihnen gemein. Sie fühlten sich in diesem Kellerraum verdammt unwohl. Obwohl sich nur sie, die Frau und die Statue der Raubkatze zwischen den Wänden befand, wurden sie den Eindruck nicht los, dass dies nicht alles war. Da lauerte noch etwas, das sie nicht sehen und nur fühlen konnten. Auch nicht mit den Händen, es war anders. Es rann auf sie zu und kam aus dem Unsichtbaren.

Thriller III dachte wieder an sein Erlebnis mit dem Mordpendel. »Wir könnten uns wieder zurückziehen. Die Kerle sind nicht da. Das Haus abfackeln und zuschauen, wie es brennt. Ist das ein Vorschlag?«

»Ein Scheiß ist das«, antwortete Thriller I. »Ein verdammt mieser

Vorschlag, wie er nur von dir kommen kann. Nein, auf so etwas lassen wir uns nicht ein.«

»Was willst du denn machen?«

»Wir sehen uns die Süße mal an.«

»Die kann auch tot sein.«

»Wir haben sie ja nicht gekillt.«

Dagegen konnte niemand etwas einwenden. Bevor Thriller I auf die Frau zuschritt, leuchtete er an der Figur vorbei, so dass der helle Lampenstrahl die dem Eingang gegenüberliegende Wand traf.

Hatten die Skinheads bisher nur schmutzige Mauern gesehen, so änderte sich dies schlagartig, denn die eine Kellerwand, über die bleich der Lichtkegel strich, war bemalt.

Sie zeigte die Umrisse einer Stadt. Dabei wirkte diese Malerei wie ein dunkler Scherenschnitt, denn alles, was sich an der Wand abzeichnete, war tiefschwarz.

Die Dächer der Häuser, die hohen Türme und die zahlreich vertretenen Kuppelbauten.

»Kennt ihr die Stadt?« fragte Thriller I, ohne sich umzuwenden.

»Nein.«

Die Antwort erreichte ihn aus zwei Kehlen, aber Thriller II fügte noch etwas hinzu. »Wenn ich das so ansehe, kann das der Umriss einer Stadt sein, wie man sie im Orient findet.«

»Da will ich nicht mal widersprechen.«

»Und solche Typen haben wir ja gesucht!« flüsterte Thriller III.

Der Skinhead leuchtete mit seiner Lampe auch die übrigen Wände ab, aber sie unterschieden sich in nichts von denen, die sie aus dem übrigen Keller her kannten.

Nur eben die eine hinter der großen Raubkatze aus Stein. Das war schon ungewöhnlich…

Thriller I drehte sich um. »Habt ihr eine Erklärung für diesen Mist hier?«

»Nein.«

»Ich sehe mir die Sache aus der Nähe an.«

»Sollen wir hier stehenbleiben?«

»Das ist mir egal.« Die Stimme des Skinheads hatte gepresst geklungen.

Auch Thriller I fühlte sich nicht wohl in seiner Haut, denn abermals verspürte er dieses warnende Gefühl in ihm hochwachsen.

Einer seiner Kumpane hatte von einer Gefahr gesprochen. Die war nie auszuschließen. Besonders nicht in einem Haus wie diesem, wo sie nur knapp einer mörderischen Todesfalle entkommen waren.

Wo lauerte die nächste?

Thriller I ging wie auf Eis. In seinem Nacken hatte sich der Schweiß gesammelt. Nur trug er nicht die Schuld an der Gänsehaut, die auf

seinem Rücken lag. Es war allein das warnende Gefühl, das sich verstärkt hatte.

Er leuchtete den Boden ab und schaute dem runden Lichtkreis nach, wie er lautlos über die dunklen Platten huschte, aus denen der Untergrund bestand.

So dunkel wie der Stein dieser Pantherfigur, vor der er sich instinktiv fürchtete. Hätten zwei bewaffnete Bullen vor ihm gestanden, hätte er gewusst, wie er mit ihnen fertig wurde.

Aber nicht bei einer Gefahr, die nur dem Gefühl nach vorhanden war.

Vergeblich suchte er eine Bodenplatte, die sich unter seinem Gewicht bewegte. Es gab keine Öffnungen, Falltüren oder Luken.

Die Distanz zu der am Boden liegenden Frau schmolz. Noch hatte er sie nicht wieder angeleuchtet, nach wenigen Schritten aber strahlte er gegen ihren Körper.

Da sah er die Lache!

Sie hatte die gesamte Breite des Körpers angenommen und sah klebrig sowie dunkel aus. Aber nicht schwarz. Für diese Farbe hatte der Skinhead einen anderen Vergleich.

Rot wie Blut!

Plötzlich ging er schneller. Er dachte auch nicht mehr an das Risiko, erreichte die Frau, bückte sich und tauchte die Spitze seines rechten Zeigefingers in die Lache. Im Licht der Lampe betrachtete er den Finger.

Kein Zweifel, das war Blut!

»He, was ist mit dem Weib?« schallte die Stimme von Thriller III auf. »Ist sie hin?«

»Ja, sie ist tot, glaube ich.«

Die beiden anderen Skinheads schwiegen. Sie bewegten sich unruhig von einem Bein auf das andere. Schließlich fragte Thriller II: »Können wir zu dir kommen?«

»Meinetwegen.«

Langsam kamen sie näher. Ihre Schatten fielen in den bleichen Lichtkreis der Lampe, als sie sich neben ihrem Boss bückten. Sehr genau schauten sie sich die Tote an.

Das Gesicht zeigte auch noch in diesem Zustand eine gewisse Rasse.

Das Lampenlicht machte die Haut noch bleicher, aber die Frau sah eigentlich nicht wie eine Tote aus, die vor ihrem Ableben furchtbares durchlitten haben musste. Sie wirkte eher wie eine Schläferin.

Auch der Blick ihrer Augen war nicht so leer und starr, wie die Skinheads es von Toten kannten. Irgendwie steckte da noch Leben in den Augen.

»Ist sie wirklich tot?« fragte Thriller II.

»Bei dem Blut doch immer«, gab Thriller III zurück.

»Ich habe sie noch nicht berührt«, flüsterte der erste Skinhead. »Das Blut ist schon fast getrocknet. Die Haut müsste eiskalt sein. Mal sehen, ob es stimmt.«

Mit der freien Hand strich er über die Wange der Frau und zuckte nach dem ersten Kontakt sofort zurück.

»Was ist denn?«

»Die… die ist wohl nicht tot.«

»Wieso?«

»Na ja, die Haut ist nicht kalt.«

Thriller III fühlte selbst nach. »Stimmt, die ist warm. Als würde sie leben.«

Thriller I hatte seine Hand schon unter den violetten Kleiderstoff geschoben, um nach dem Herzschlag zu fühlen. Das Herz schlug nicht mehr. War sie doch tot?

Thriller I stand wieder auf. »Das verstehe, wer will.«

»Wo sind wir hier nur gelandet?« fragte Thriller II unsicher.

»Weiß ich auch nicht.«

»Jedenfalls ist das Pack ausgeflogen und hat die Puppe hier liegenlassen.«

Thriller III hatte plötzlich eine Idee. »Jetzt weiß ich, was die da ist.«

»Was denn, Mann?«

Thriller III wurde von seinem Boss angeleuchtet. Sein Gesicht wirkte noch bleicher. Auf den Wangen lagen die Schweißperlen wie kleine Kostbarkeiten. »Habt ihr schon mal was von Zombies gehört, Typen? Das sind nicht nur Männer, es gibt auch Zombie-Frauen. Und ich rechne fest damit, es mit einer Zombie-Frau zu tun zu haben.« Die letzten Worte hatte er flüsternd ausgesprochen und sie sich selbst durch ein Nicken bestätigt.

Thriller I grinste. »Zombies, die gibt es doch nicht. Nur im Film hatten wir das.«

»Nein, Junge, auch mal hier in London. Ich habe sogar was darüber gelesen.«

»Kannst du das denn?«

»Halt die Schnauze! Glaub mir, das ist so ein Zombie.«

»Könnte ja sein!« stimmte auch Thriller II zu und strich mit seiner rechten Hand über den Griff des langen Messers, das in seinem Gürtel steckte.

»In den Filmen haben sie die Zombies ja auch umgebracht. Sie schössen ihnen in den Kopf oder hieben ihn ab. Ich meine, wenn wir ganz sicher sein wollen…«

»Hör auf, Mann!«

»War ja nur ein Vorschlag.«

»Mich würde mal interessieren, wie sie umgekommen ist«, sagte Thriller III. »Soll ich sie mal umdrehen?«

Thriller I winkte ab. »Später. Ich möchte mir noch die Raubkatze anschauen.« Er hatte sich bereits von den anderen entfernt und schritt auf die übergroße Katze zu.

Sie lag ausgestreckt und hatte den Kopf stolz erhoben. Ihr mächtiger Schwanz lag eingeringelt am Ende des Körpers.

Zwar war der Panther aus blauschwarzem Stein nachgebildet worden, aber das Tier sah trotzdem täuschend echt aus. Besonders interessant fand Thriller I das weit geöffnete Maul des Panthers. Diesmal leuchtete er aus nächster Nähe hinein und stellte abermals fest, dass die Schwaden das Gebiss umschwebten.

Woher kamen sie? Wahrscheinlich aus dem Innern der steinernen Raubkatze. Aber welche Quelle befand sich dort?

Thriller I hatte kein gutes Gefühl, als er die linke Hand ausstreckte, den Steinkörper berührte - und erschrak, die Hand aber nicht zurückzog.

Der Stein war warm. Von der Temperatur her ebenso warm wie der Körper der toten Frau.

Gab es da eine Verbindung?

Im gleichen Augenblick hörten die drei Skinheads das Fauchen. Aber nicht der Panther hatte es ausgestoßen, sondern die Tote…

***

Thriller II und sein Kumpan sprangen so heftig zurück, dass sie fast gefallen wären.

Ihr Boss stand noch neben der Figur und hatte eine Hand auf die Flanke gelegt. Auch ihm war das Fauchen nicht entgangen, aber er glaubte, dass der Panther es ausgestoßen hatte.

»Was ist los?«

»Das Fauchen, verdammt!« meldete sich Thriller II aus dem Düstern, denn er hatte den Lichtkreis der Lampe verlassen. »Ich habe es genau gehört. Das war nicht der Panther.«

Thriller I lachte kratzig. »Wer dann?«

»Die Frau!« Der Skinhead verbesserte sich. »Nein, die Tote war es. Ja, die Tote…« Er war völlig durcheinander, starrte auf die leblose Person und glaubte auch, dass sich in deren Gesicht etwas verändert hatte.

»Sieh dir mal den Mund an!« sagte er mit hoher Stimme, in der schon Panik mitschwang. »Das ist ein Zombie!«

Thriller I verließ seinen Platz. Auch ihm war noch unwohler geworden..

Er konnte sich vorstellen, dass sie hier in einen Terror hineingeraten waren, den keiner von ihnen durchblickte. Hier hatte sich etwas Fremdes, Grauenvolles ausgebreitet.

Sein Blick fiel auf den Mund. Und auch er sah die Veränderung im Schein des runden Lichtkegels.

Der Mund stand offen.
»Siehst du es? Hast du es gesehen? Die hat auch gefaucht, verdammt. Die war auch so warm.«
Thriller I presste wütend seine Hand nach unten. Dann bückte er sich, fasste die Frau noch einmal an, sah das Zucken auf ihrem Gesicht, den so kalten Blick der Augen, und ihm fiel auf, dass sie die gleichen Augen hatte wie der Panther.
Die Bewegung der Hand sah er nicht.
Die bekam er erst mit, als es zu spät war und sich eisenharte Finger um sein Gelenk schlossen.
Im gleichen Augenblick erwachte der steinerne Panther…

***

Es gibt Gegenden in London, für die man sich als Einheimischer zwar nicht gerade schämt, in die man jedoch keine Touristen führt. Dazu gehört Southwork.
Es liegt am südlichen Ufer der Themse und östlich des großen Flußknicks, wo das Flussbett die Form eines großen Fragezeichens annimmt.
Wir waren zwar für sechzehn Uhr verabredet gewesen, hatten den Termin aber verschieben müssen, weil Sir James noch eingetroffen war und einen detaillierten Bericht über den letzten Fall von mir verlangte, den Glenda mit stenographiert hatte.
Es war über zwei Stunden später, als wir uns in den Dienstwagen schoben, der so richtig aufgeheizt war, weil er im Freien unter der Sonne gestanden hatte.
Miss Dominga Cruz hatte Suko erklärt, dass es ihr nichts ausmache. Sie blieb sowieso immer sehr lange im Büro und dass sie sich trotz der Verspätung auf unseren Besuch freue.
Ich fühlte mich ziemlich ausgelaugt. Die letzte Nacht hatte ich noch immer nicht überwunden, und auch der Bericht hatte mich ziemlich angestrengt.
Sir James konnte schon manchmal ein Sadist sein. Wäre ich den Tag über im Bett geblieben, hätte er den Bericht sicherlich erst viel später verlangt. Er hatte ärgern wollen.
Wir nahmen den direkten Weg über die Westminster Bridge, gerieten kurz davor in einen Stau, was mich nicht weiter interessierte, denn ich hatte abgeschaltet und war eingeschlafen.
So konnte sich Suko allein ärgern. Er hatte auch Mitleid und weckte mich erst auf, als wir bereits durch Southwork kurvten und ich die grauen, tristen Hausfassaden sah, die nur hin und wieder durch bunte Wände unterbrochen wurden.
In den Häusern wohnten zumeist junge Leute, die alte Fassaden bunt gestrichen hatten.

»Na, wieder da?«

Ich reckte mich. »So eben.«

»Und wie fühlst du dich?«

»Besser.«

Suko warf mir einen schrägen Blick zu. »Du hast dich auch lange genug ausruhen können.«

»Und der Bericht?«

Mein Freund lachte. »Wer den Schaden hat, spottet jeder Beschreibung«, drehte er das alte Sprichwort um.

Ich spürte die halbe Wüste Sahara in meiner Kehle. So trocken war sie geworden. »Zu trinken hast du nicht zufällig etwas in der Nähe?« fragte ich meinen Partner.

»Nein.«

»Das solltest du aber.«

»Wieso? Ich lebe solide und habe nie Nachdurst.«

»Pharisäer!« Ich kurbelte das Fenster nach unten und ließ Luft in den Wagen.

Ein etwas kühlerer Wind fuhr durch das Innere. Er brachte auch einen bestimmten Geruch mit, der zwischen den Häusern lag und einfach nicht weichen wollte. Es roch nach Staub und Rauch. Manchmal hatte ich auch den Eindruck, Öl auf den Lippen zu schmecken. Nicht weit entfernt lagen der Hafen und Fabriken. Viele der Betriebe hatten dichtmachen müssen. Und in den noch funktionierenden gab es auch nicht für alle Menschen Lohn und Arbeit, die in Southwork lebten.

»Du weißt die Adresse, Suko. Wann sind wir ungefähr dort?«

»Kann sich nur noch um Stunden handeln.«

»Dann streike ich.«

Aus den Stunden wurden Minuten. Mein Freund hatte sich zuvor informiert. Er wusste, wohin er zu fahren hatte. Er lenkte den Wagen in eine schmale Seitenstraße. Zur linken Seite hin war der Blick frei. Das Abbruchgelände lag im hellen Sonnenschein. Jenseits davon standen zwei Schornsteine wie mahnende Finger. Aus ihren Öffnungen schob sich eine schmale Rauchfahne in den dunstigen Himmel. Teergeruch wehte in unseren Wagen.

Die Salomo Magic Assoziation hatte sich keine gute Adresse für ihre Firma ausgesucht. Wahrscheinlich hatte sie etwas zu verbergen und wollte, dass die Anschrift nur Insidern bekannt war.

Spielende Kinder versperrten den Weg. Sie traten gegen einen Fußball, den ein dunkelhaariger Junge auf das Abbruchgelände schoss und die Horde dem Ball nachrannte.

Wer keine Arbeit hatte, saß bei diesem Wetter draußen. Vor den Häusern hielten sich zahlreiche Menschen auf. Sie spielten Karten, redeten oder starrten nur einfach vor sich hin.

Das kam mir alles depressiv vor. Aus Polizeiberichten wusste ich, dass auch hier die Gewalt reagierte.

Um unser Ziel zu erreichen, mussten wir in eine schmale Einfahrt fahren.

Nach diesem düsteren Schlauch erreichten wir einen Hinterhof, wo ein alter amerikanischer Schlitten stand. Auf einer Leine hingen Wäschestücke, die im leichten Wind flatterten. Nicht weit von einer Batterie Mülltonnen entfernt stoppte Suko. Mit dem Bentley wäre ich hier nicht hingefahren. Es gab genügend Halbwüchsige, die auch unseren Dienstwagen prüfend betrachteten.

Den größten und kräftigsten unter ihnen winkte ich herbei. Er trug einen goldenen Modeschmuck-Ring im rechten Ohr.

Ich zeigte ihm eine Pfundnote.

Er verstand. »Was soll ich tun?«

»Nur auf unseren Wagen achtgeben.«

»Mach ich.«

Das Geld wechselte seinen Besitzer. Suko hatte das Haus bereits entdeckt, in das wir mussten. Man konnte es als eine Mietskaserne bezeichnen mit zahlreichen Wohnungen, so dass der Vergleich mit einem Wabenstock schon zutraf.

Das Schild mit der Aufschrift sahen wir neben der Haustür. Es zeigte Schmutzspuren.

Ich drückte die Tür auf. Im Flur war es zwar kühler, dafür roch es auch mieser, als hätte man hier irgendwelchen Dreck abgeladen. Um unser Ziel zu erreichen, mussten wir in den Keller.

Nach einer langen Treppe standen wir schließlich vor einer grün lackierten Tür. Sie sah ziemlich neu und auch stabil aus. Zum Gesamteindruck des Hauses wollte sie nicht so recht passen. Die Schelle sah aus wie ein Stern. Ich drückte meinen Daumen darauf. Keiner von uns vernahm ein Geräusch hinter der Tür, aber es wurde geöffnet, wie uns der summende Laut verriet.

Wir drückten die Tür nach innen und betraten einen Flur, der mit violetten Kacheln ausgelegt war. Sie besaßen einen matten Glanz und nur sehr schmale Fugen.

Auch das Licht bekam diesen Schein. Es fiel aus in der Holzdecke eingearbeiteten Lampen.

Am Ende des Flurs stand eine Tür einladend offen. Wir sahen zwar keinen Menschen, hörten aber trotzdem die Stimme einer Frau, die uns zum Eintreten aufforderte.

Wir gingen über die Schwelle, versanken in einem ebenfalls violetten Teppich und sahen sie.

Sie war ein Ereignis und hatte in einem Drehsessel ihren Platz gefunden.

Eine Frau mit dunklen Haaren, die ebenfalls ein violettes Kleid trug,

das viel von ihrer linken Schulter und den langen Beinen zeigte.

Ihr Haar fiel als Flut um ihr Gesicht. Es war dunkel, besaß aber breite, graue Strähnen.

Wir waren beide beeindruckt, denn dieses Wesen hätten wir in einem solchen Haus nicht erwartet.

»Bitte, kommen Sie doch näher.« Ihre Stimme war ein rauchiges Flüstern, aber sehr gut zu verstehen.

Die Frau saß hinter einem Schreibtisch, auf dem eine getönte Glasplatte lag. Unter dem Glas schimmerte ein Buchstabe. Es war ein großes, rötlich leuchtendes S.

Vielleicht stand es für Salomo.

»Wollen Sie nicht Platz nehmen?« fragte sie und deutete auf zwei schwere Sessel.

»Danke«, sagte ich.

Sie saß im Licht, wir im Schatten, deshalb bekam ihr Gesicht etwas Geheimnisvolles und auch Düsteres.

Die vollen Lippen verzogen sich zu einem Lächeln. »Darf ich fragen, wer mit mir telefoniert hat?«

»Ich«, sagte Suko.

Sie richtete ihren Blick auf meinen Freund. Ich konnte es nicht genau erkennen, glaubte aber zu sehen, dass sie grüne Pupillen besaß. Lässig schlug sie die Beine übereinander, so dass der Kleiderstoff noch höher rutschte.

»Ja, ich kenne Ihren Namen, aber den Ihres Begleiters nicht.«

»Ich heiße John Sinclair.«

»Aha«, sagte sie, und es klang so, als wüsste sie Bescheid.

»Darf ich auch um Ihren Namen bitten?« erkundigte ich mich.

Sie lächelte. »Das ist schwer. Nennen Sie mich einfach Panthera.«

»Das ist sehr seltsam.«

»Stimmt. Aber wer zu uns gehört, der vergisst seinen Geburtsnamen einfach.« Sie deutete mit einer weit ausholenden Armbewegung hinter sich.

»Sehen Sie dort den Vorhang. Für mich ist er ein Symbol. Er teilt nicht nur diesen Raum, sondern auch die Welt. Ich bezeichne ihn als einen magischen Äquator.«

»Das ist sehr gewagt…,«

»Vielleicht, aber wir sind auch etwas Besonderes, wie Sie bestimmt wissen.«

»Salomo Magic Assoziation.«

»Korrekt.«

»Und was bezwecken Sie?«

Panthera drückte sich tief in den Sessel zurück und schaute gegen die Decke. »Dahinter steckt eine gewisse Philosophie, die auch unsere Mitglieder verfolgen.«

»Dürfen wir mehr darüber wissen?« fragte Suko.

»Weshalb nicht? Sie sind ja gekommen, weil Sie sich für König Salomo interessieren.«

»In der Tat.«

»Wissen Sie eigentlich, wer König Salomo war?«

Suko schaute mich an, damit ich die Antwort geben konnte. Ich wusste tatsächlich mehr über ihn, gab aber mein Wissen nicht preis, sondern hob die Schultern und antwortete etwas ausweichend. »Ich möchte ihn als eine faszinierende Persönlichkeit bezeichnen.«

Lady Panthera schüttelte den Kopf. »Das reicht bei weitem nicht aus, wie Sie sich vorstellen können.«

»Stimmt. Vielleicht könnten Sie uns aufklären, Madam?«

»Ich werde es gern versuchen. Salomo regierte von 953-993 vor Christus. Seine Mutter hieß Bathseba, der Vater war der mächtige und berühmte König David. Salomo wurde sein Nachfolger auf dem Thron Israels. Er war anders als die vorherigen Könige. Er genoss das Leben. Seine Vorgänger führten Kriege, er dagegen heiratete die Töchter fremder Fürsten und sicherte dadurch seine Grenzen. Dies war schon ein Beweis für seine sprichwörtliche Weisheit. Während seiner vierzigjährigen Herrschaft hat er nicht einen Krieg geführt.«

»Das ist beachtlich«, sagte ich.

»Ja, und wir wollen ihm nacheifern. Auch wir wollen keinen Krieg…«

»Wer will das schon?« fragte ich.

Sie schaute mich fast streng an.

»Bleiben wir doch lieber bei Salomo«, schlug Suko vor.

»Gut. Ich möchte gern bei seiner Weisheit bleiben. Sie war die Folge einer innerlichen Versenkung in das Spiel der Welt. Vor allem in der Teilhabe am erotischen Spiel der Geschlechter. Die Inder bezeichnen dies als den ›Kurzen Pfad zur Erleuchtung‹. In aller Munde brachte ihn der Bau des großen Tempels auf dem Berg Moria und die Errichtung eines herrlichen Palastes auf dem Berg Zion. Seine intensive Beschäftigung mit den geheimen Überlieferungen fremder Völker trug ihm in der damaligen Welt noch zu Lebzeiten den Ruf eines großen Magiers und Weisen ein. Ich glaube, dass er viel gewusst hat. Er besaß viele wertvolle Dinge, die uns heute fehlen. Sein Ruhm und seine Weisheit drangen bis nach Arabien und lockten schließlich die Königin von Saba nach Jerusalem, die ihn wohl nicht nur alleine - wie die Bibel schreibt - mit Rätseln versuchen wollte. Sie gab ihm Gold, Edelsteine und Schiffe. Dafür erhielt sie alles von ihm, was sie begehrte. Für seine Zeitgenossen war Salomo nicht nur ein König, man bezeichnete ihn auch als Beherrscher der Geister. Und daran glauben wir.«

»Wegen seines Ringes?« fragte ich.

»So ist es. In diesen Ring war ein Hexagramm eingraviert, das sogenannte Großsiegel Salomos, das auch heute noch in der Flagge des Staates Israel erscheint.«

»Was bedeutet es?« fragte ich.

»Das Hexagramm symbolisiert das Verschmelzen und Durchdringen von gegensätzlichen Kräften. Zum Beispiel Himmel und Erde oder Geist und Materie. Es ist, wenn man es genau nimmt, die gesamte Welt oder deren Ablauf in dem Großsiegel vereinigt.«

»Sie sprachen von einem Hexagramm?« fragte ich nach.

»Ja.«

Ich starrte ins Leere, denn mir war ein fast wahnsinnig zu nennender Gedanke gekommen. Dieses Hexagramm hatte sich auch auf meinem Kreuz befunden. Und zwar genau in der Mitte. Von Lilith war es zerstört oder weggerissen worden, damit das Kreuz weniger Macht bekommen sollte. Da es die gleiche Symbolik vertrat wie mein Kreuz, passten auch beide zusammen.

Sollte etwa Salomo sein Zeichen hinterlassen haben? Ich musste inzwischen davon ausgehen, dass er auch einmal mein Kreuz besessen hatte, bevor es auf vielen weiteren Wegen zu mir gelangte.

Oder hatte der Prophet Hesekiel schon von dem weisen König Salomo gewusst, als er das Kreuz während seiner babylonischen Gefangenschaft herstellte?

Auf keine der Fragen würde ich wohl eine klare Antwort bekommen, aber ich war gespannt, wie die Frau auf den Anblick meines Kreuzes reagierte und ob sie etwas davon wusste.

Noch war sie für mich eine geheimnisvolle, schillernde Persönlichkeit.

Sie zeigte uns ihr Äußeres, aber was sich in ihrem Innern verbarg, blieb ein Rätsel. Die Lider hielt sie halb geschlossen, trotzdem ging ich davon aus, dass sie uns beobachtete.

»Eine Frage hätte ich da noch«, sagte Suko. »Sie gehört nur indirekt zum Thema, aber ich will sie trotzdem stellen.«

»Bitte.«

»Wie kommt es, dass Sie sich nicht am Telefon mit Panthera oder Lady Panthera melden.«

Sie lachte auf und fuhr mit den Fingern durch ihre Mähne. »Da würde ich die Anrufer doch nur erschrecken. Außerdem sehe ich mich als zweigeteilte Persönlichkeit an.«

»Können Sie das näher erklären?«

Die schöne Panthera dachte einen Moment nach. »Nein, das kann ich nicht. Später vielleicht. Jetzt hätte ich gern von Ihnen erfahren, weshalb sie mich besucht haben und was Sie genau wollen.«

Ich übernahm wieder den Faden. »Da wir uns für das Leben König Salomos interessieren, stießen wir auf Sie, zwangsläufig.«

»Bestimmt. Aber ist es der einzige Grund? Ich meine, hatten Sie ein Motiv, sich für diesen mächtigen und weisen Herrscher zu interessieren? Würden Sie so freundlich sein, es mir zu nennen, Mr. Sinclair? Dann entscheide ich, ob ich Sie beide in den Club des Königs aufnehmen werde. Schließlich möchte ich nicht die Katze im Sack kaufen.«

»Das ist uns klar. Aus diesem Grunde habe ich Ihnen auch etwas mitgebracht, Madam.«

»Ich bin gespannt.«

Panthera gab sich sehr interessiert. Ob sie es tatsächlich auch war, wollte ich einmal dahingestellt sein lassen. Jedenfalls wurde ich von ihr gespannt beobachtet, als ich unter mein dünnes Leinenjackett griff, auch noch das Hemd am Hals einen Knopf weiter öffnete, um an das Kreuz heranzukommen.

Ich ließ mir dabei Zeit. Suko wusste, was ich vorhatte. Er gab allerdings keinen Kommentar und lächelte vor sich hin. Ich deckte das Kreuz noch mit meiner Handfläche ab, als ich die Kette über den Kopf streifte, ließ sie in den Handteller fallen und drehte die Hand so, dass Panthera das Kreuz sehen musste.

»Das hier ist der Grund!«

Sie saß starr auf dem Platz. Sekunden vergingen, und ich beobachtete sie dabei sehr genau. Noch tat sich in ihrem Gesicht nichts. Es blieb starr, aber plötzlich weiteten sich ihre Augen. Sie besaß tatsächlich grüne Pupillen, und sie stützte sich mit beiden Händen auf den Lehnen ab, um sich in die Höhe zu drücken.

Starr blieb sie stehen. Aufrecht und zitternd.

»Was haben Sie?« fragte ich mit harmlos klingender Stimme.

»Das Kreuz!« keuchte sie. »Das muss es sein. Danach haben wir immer gesucht!«

»Ach - wirklich?«

»Ja!« schrie sie.

Sie ballte die rechte Hand zur Faust und stieß den Arm so wuchtig vor, als wollte sie etwas zur Seite stoßen. »Es ist das Kreuz König Salomos…«

***

Gab es noch einen besseren Beweis für meine Vermutung? Nein, diese Frau wusste Bescheid. Sie kannte sich bei den Vorgängen aus, die vor langer Zeit geschehen waren und bis in die Gegenwart wirkten.

Ich gab keine Antwort. Nur die Hand hielt ich weiterhin ausgestreckt, so dass Dominga Cruz auf das Kreuz schauen konnte. Sie traute sich aber nicht, näher heranzukommen und es anzufassen. Sie schien aus dem Tritt gebracht worden zu sein.

»Sie sagen nichts?« fragte ich.
»Nein, ich will es nicht!« flüsterte sie scharf.
»Aber Sie kennen das Kreuz?«
»Ja, das ist mir schon bekannt.« Ihre Augendeckel begannen zu flattern.
»Nur macht mich etwas stutzig.« Sie verzog den Mund, als hätte sie Schwierigkeiten zu reden. »Es… es fehlt etwas!« sagte sie leise und schaute mich dabei lauernd an.
»Ja, das Hexagramm, das mit geheimnisvollen Zeichen bestückt war.«
Sie zuckte zusammen. »Wo ist es?«
Ich hob die Schultern. »Da war die Hölle einmal stärker als ich. Tut mir leid, ich hätte es gern anders gehabt, aber das war nicht möglich. Die Hölle hatte eine gefährliche Gegnerin geschickt, die ebenso stark wie das Kreuz war.«
»Und Sie haben es nicht verteidigt.«
»Ich versuchte es.«
»Dann sind Sie kein würdiger Träger des Erbes!« hielt sie mir entgegen.
»Nein, das sind Sie nicht, Sinclair. Sie dürfen es gar nicht besitzen. Es muss sich in meiner Hand befinden, denn ich allein weiß von dem großen König Salomo.«
»Da irren Sie sich aber gewaltig.«
»Aber keiner kennt ihn so gut wie ich.«
»Meinen Sie?«
»Ja.« Sie nickte heftig. »Das meine ich. Denn ich habe das Kreuz schon bei ihm gesehen.«
Hinter mir lachte Suko leise auf. »John, da will uns jemand auf den Arm nehmen.«
Ich kannte Suko gut genug. Er war kein Mensch, der durch provozierende Antworten jemand aus dem Tritt bringen wollte, aber in seiner Gegenrede hatte System gelegen.
Sie funkelte uns beide aus ihren grünen Augen an. »Wie können Sie mich als Lügnerin hinstellen? Wie können Sie das behaupten? Sie sind arrogant und haben Salomos große Zeit nicht mitgemacht.«
»Sie denn?« fragte ich und schloss allmählich meine Hand zur Faust, so dass ein Teil des Kreuzes wieder verschwand.
Pantheras Gesicht bekam einen fast schwärmerischen Glanz. »Ja, ich kenne die Zeit. Ich kenne sie sogar sehr gut, denn ich«, sie richtete ihren Blick wieder auf mich. »Habe dort gelebt. Ich habe an seinem Hofe mitgeholfen, ihm zu dienen.« Sie beugte sich vor und legte ihre Hände auf die Glasplatte. »Hört genau zu, ihr beiden. Ich war seine Dienerin. Ich habe ihn aus nächster Nähe kennengelernt. Sonst noch Fragen?« erkundigte sie sich provozierend.
Die Überraschung mussten wir beide verdauen. Zu glauben war es

nicht.

Da stand eine Frau vor uns, die sich als Dienerin eines Königs bezeichnete, der über 2000 Jahre tot war, aber wir hatten schon Dinge erlebt, die noch unbegreiflicher waren. Da brauchte ich nur an den Komplex Atlantis zu denken.

»Und Sie haben überlebt«, sagte Suko, der sich schneller gefangen hatte als ich. »Wie war das möglich?«

Der schwärmerische Ausdruck auf ihrem Gesicht verstärkte sich noch.

»Durch sein Blut konnte ich überleben.«

»Ach…«

»Ja, ich habe es getrunken. Ich trank sein Blut, das er mir überließ. Er hat es nur seinen getreuesten Dienern überlassen, und zu ihnen zählte auch ich. Sehr oft habe ich mich in seiner unmittelbaren Nähe aufgehalten, und er zeigte mir Dinge, die er anderen vorenthielt. Dazu gehörte auch das Kreuz. Ich kenne es gut, und ich habe mich immer gefragt, wo es geblieben ist. Wie sagte der König damals schon? Ich werde vergehen, aber das Kreuz wird bleiben. Es wird seinen Weg gehen, denn das haben mir meine Träume berichtet. Und ich glaubte ihm. Bevor er starb, weihte er mich ein. Ich durfte und konnte überleben.«

»So wie Sie jetzt aussehen?« hakte ich nach.

»Nicht ganz…« Sie lächelte hintergründig, wollte sich aber zu keiner Erklärung herablassen.

»Was haben Sie an seinem Hof getan?« wollte ich wissen. »Waren Sie nur seine Dienerin?«

»Nein.« Sie schüttelte den Kopf. »Ich habe in seinem gewaltigen Schloss die Raubtiere gezähmt. Meine Spezialität waren Panther. Zu ihnen hatte ich ein hervorragendes Verhältnis. Sie waren meine Freunde, standen auf meiner Seite, ich liebte sie und lebte mit ihnen zusammen.«

»Sie haben grüne Augen«, stellte ich fest.

»Wie die Panther, nicht?«

»In der Tat.«

Um ihre Lippen zuckte ein Lächeln. »Vielleicht bin ich auch eine Pantherin? Sie sehen zwar einen Menschen vor sich, aber man kann sich auch leicht täuschen.«

Ich hielt das für Gerede und wechselte das Thema. »Was wollen Sie jetzt tun, wo Sie wissen, in welchen Händen sich das Kreuz befindet? Können Sie überhaupt etwas tun?«

»Unterschätzen Sie meine Macht nicht, John Sinclair. Sie ist stärker, als Sie denken.«

»Das kann ich mir vorstellen. Aber wollen Sie sich gegen das Kreuz stellen? Wollen Sie es mir vielleicht abnehmen? Wenn ja, wird es

schwierig, denn ich bin der Erbe des Kreuzes, der Sohn des Lichts und möglicherweise die Reinkarnation des König Salomo. Darüber sollten Sie nachdenken.«

Sie schaute mich an. Ihr Blick war sehr skeptisch geworden. »Ich frage mich, ob du das Kreuz auf unrechte Art und Weise an dich gebracht hast?«

»Nein, das nie und nimmer. Es ist seinen Weg gegangen. Es hat viel durchgemacht und hinter sich. Berühmte Menschen haben es besessen. Unter anderem Richard Löwenherz und Hector de Valois, ein großer Templer-Führer. Ich habe nur ihr Erbe übernommen.«

Panthera schüttelte den Kopf. »Nein, John Sinclair. Du bist nicht würdig, ein Erbe zu übernehmen. Ich sehe es dir an. Du bist kein würdiger Nachfolger derer, die das Kreuz vor dir besaßen. Ein schwacher Mensch steht vor mir. Ein Mensch, der versucht hat, sich gegen die Hölle zu stellen, der aber verlor, sonst wäre das Hexagramm des Königs nicht von der Fläche verschwunden. Ich kann dich nur verachten. Du bist es nicht wert, das Erbe eines Großen zu besitzen.«

Ich hob die Schultern. »Das kann schon sein, aber ich habe es nun mal und werde auch damit umgehen. Dabei kommt es mir sehr gelegen, dass wir aufeinander getroffen sind. So kannst du mir sicherlich einige Informationen geben, was die damalige Zeit betrifft.«

»Große Worte, John Sinclair, von einem Menschen, der nicht in der Lage ist, sie einzuhalten. Es tut mir leid. Du kannst um meine Freundschaft buhlen, ich werde sie dir jedoch nicht geben. Du besitzt zwar das Erbe des Königs, als meinen König werde ich dich trotzdem nicht anerkennen.«

»Das sollst du auch nicht.«

»Was dann?«

»Wir könnten zusammenarbeiten. Das wäre ideal. Du besitzt mehr Informationen als ich. Unter Umständen kann ich aus den Dingen, die vor langer Zeit geschehen sind, lernen.«

»Nein, nicht mit dir. Ich will und ich werde meinen eigenen Weg gehen, John Sinclair.«

»Ist er anders als der meine?«

»Bestimmt.«

»Also Feindschaft?«

Sie lächelte wieder hintergründig. »Zumindest keine Freundschaft. Es ist mir nicht gegeben, mit dir einen Pakt zu schließen. Das will ich auch nicht, John Sinclair.« Sie drehte sich um und blieb so stehen. Uns wandte sie den Rücken zu.

Nun habe ich nichts gegen einen schönen Rücken einzuwenden — zudem konnte Panthera sich durchaus sehen lassen -, aber in diesem Fall sah die Sache anders aus. Sie konnte nicht so tun, als wären wir nicht vorhanden, das meinte auch Suko.

»Ich glaube, wir müssen etwas unternehmen!« flüsterte er mir zu.
»Das meine ich auch.«
Panthera drehte sich noch immer nicht um. Auch nicht, als sie meine Schritte hören musste, mit denen ich mich ihr näherte. Dabei trat ich bewusst hart auf.
Sie blieb wie ein Denkmal stehen.
Ich legte meine Hand auf ihre rechte freie Schulter und wunderte mich über die Kühle der Haut.
Im nächsten Augenblick wunderte ich mich noch mehr. Gezogen hatte ich sie nicht. Lady Panthera kippte mir rücklings entgegen, so dass ich überrascht einen Schritt zurücktrat, den Körper aber sofort auffing.
Er war ungewöhnlich steif und blieb abgestützt in einer Schräglage auf meinen Armen liegen. Nur mehr die Hacke berührten den Boden.
»Suko, komm her…«
Mein Partner hatte sich auch ohne die Aufforderung schon in Bewegung gesetzt. Dicht neben mir blieb er stehen.
Ich aber starrte in das Gesicht der Frau und bedachte den Inspektor mit keinem Blick.
»Was ist los, John?«
Tief holte ich Luft. »Verdammt!« flüsterte ich leise. »Verdammt. Ich glaube, sie ist tot…«

***

Mein Freund und Partner lachte auf. »John, du irrst dich!«
Heftig schüttelte ich den Kopf. »Nein, Suko. Schau selbst nach. Fühle ihren Puls. Mach schon!« Ich war plötzlich aufgeregt.
Mein Freund tat, was ich verlangte. Und ich ließ ihn dabei nicht aus den Augen.
»Und?«
»John!« flüsterte er. »Verflucht, ich glaube, du hast recht.«
»Ich weiß es.«
Über das Gesicht der Toten hinweg schauten wir uns an. Wahrscheinlich standen in unseren Gesichtern die gleichen Fragen zu lesen, und plötzlich kam mir die Luft noch drückender und dicker vor. Der Raum schien zu einem Gefängnis geworden zu sein, zwischen dessen Mauern das Grauen lauerte. Der Sensenmann hatte blitzschnell zugeschlagen, nachdem Panthera uns erzählt hatte, was mit ihr los war und woher sie gekommen war.
»Das kommt mir vor wie ein Alptraum!« hauchte ich.
»Starb sie wirklich ohne Grund?«
»Ich weiß nicht, Suko. Möglicherweise waren wir der Grund für diesen plötzlichen Tod. Sie steht bestimmt unter einer fremden Kontrolle. Etwas anderes kann ich mir nicht vorstellen. Und dieser

andere Geist wird ihr den Tod geschickt haben.«

»König Salomo?«

Im Prinzip war es abwegig, überhaupt an so etwas zu denken. Aber ich widersprach Suko nicht. Der Tod dieser Person konnte durchaus mit der späten Rache König Salomos zu tun haben.

»Leg sie ab!« forderte mich der Inspektor auf.

»Wohin?«

»Moment.« Er ging auf den dunklen Vorhang zu, der den Raum teilte.

Suko griff in die Falten und zog den Vorhang zur Seite. Er pfiff durch die Zähne, so dass ich aufmerksam wurde und in seine Richtung schaute.

Hinter dem Vorhang befand sich ein so großer Raum, dass Platz genug für mehrere Stühle vorhanden war. Sie standen aufgereiht mit den Lehnen zur holzgetäfelten Wand, und vor den Stühlen sahen wir eine schmale Liege, die mit rotem Stoff überzogen worden war.

»Hier muss sie meditiert haben«, sagte Suko.

Ich sagte: »Besser hätten wir es gar nicht treffen können.« Mit einem Ruck legte ich die Tote auf meine Arme und trug sie hinüber. Behutsam legte ich sie nieder.

Steif wie ein Brett war sie geworden. Es wunderte mich, dass die Leichenstarre schon so rasch eingetreten war. Aber was war bei einem Menschen, der angeblich schon über 2000 Jahre gelebt hatte, schon normal? Nichts, gar nichts.

Suko hatte auf mich neben dem Schreibtisch mit der Glasplatte gewartet.

»Ich schätze, wir sollten ihn mal durchsuchen. Vielleicht finden wir Aufzeichnungen und Notizen über die Gruppe.«

»Von welch einer Gruppe sprichst du?«

»Kannst du dir vorstellen, John, dass sie alles allein geleitet hat? Nein, sie wird Helfer gehabt haben. Davon bin ich fest überzeugt. Da kannst du sagen was du willst.«

Ich nickte. »Ja, du wirst recht haben.« Der Schreibtisch stand auf zwei breiten Beinen, in die Schubladen eingearbeitet waren. Aber keine konnten wir öffnen.

»Verschlossen!« Suko drückte sich wieder hoch und ballte die Hand zur Faust. »Sollen wir die Dinger aufbrechen?«

»Nein, dazu haben wir kein Recht.«

»Leider.« Suko ging einige Schritte zur Seite und drehte sich dann schnell um, dass ich erschrak.

Er musste irgend etwas gesehen haben, so dass auch ich aufmerksam wurde und gleichfalls in die Richtung schaute.

Es war die Couch oder Liege, auf die wir die Tote gelegt hatten. Die Liege stand noch da, nur etwas hatte sich verändert.

Die Leiche der Frau war verschwunden!

***

Thriller I spürte den Druck der Finger, die so kalt und auch so hart wie Eisen waren. Er dachte an das Fauchen, hob den Kopf und schaute wieder in das Gesicht der Frau.

Sie lächelte…

Und dieses Lächeln sagte alles. Die Tote wusste Bescheid, und Thriller empfand das Lächeln wie ein letztes Urteil, das über sein Ableben bestimmte.

Aber es lockte ihn auch und nahm ihn für die Tote ein. Konnte sie denn gefährlich sein, wo sie eigentlich so harmlos vor ihm lag?

Eine Antwort konnte er nicht geben. Dabei hätte er lieber auf den Panther achten sollen, als sich von der lebenden Toten beeindrucken zu lassen.

Das Raubtier hielten seine Kumpane unter Beobachtung. Und die wussten von der Gefahr.

»Der Panther!« brüllte Thriller III. »Verdammt, der Panther! Wir müssen hier weg!«

Er bewegte schon seinen Kopf und suchte nach einem Fluchtweg. Auch das Raubtier bewegte sich. Es drückte sich träge in die Höhe. Man sah ihm an, dass es zu siegen gewohnt war.

Und es war größer als ein normaler Panther. Man konnte es als ein Untier bezeichnen, so wie es dastand, den Kopf drehte und aus seinen kalten Raubtieraugen in die Runde schaute.

Ein schwarzes, mörderisches Killer-Phantom, mit einem breiten Kopf, gesträubtem Fell und mörderisch blickenden Augen. Das Maul war aufgerissen. Die langen Reißzähne leuchteten regelrecht. Auf seine mächtigen Pranken gestützt, stand es da. Das Fell sträubte sich, der lange Schwanz peitschte mit wilden Bewegungen über den Boden und wirbelte Staub hoch.

Der Kopf bewegte sich nicht. Es reichten die kalten, gnadenlos wirkenden Augen, die die drei Skinheads im Blickfeld behielten. Zwei von ihnen standen dicht zusammen, nur der dritte, Thriller I, kniete noch neben der Toten, die ihn nach wie vor festhielt.

Thriller III versuchte es noch einmal. »Komm endlich weg. Der Panther ist erwacht!« Seine Stimme kippte über. Er spürte eine selten gekannte Angst. Bei Bullen konnte er sich wehren. Hier aber war er wehrlos und den Kräften einer für ihn nicht fassbaren Welt ausgesetzt.

Thriller I kam nicht mehr dazu, eine Antwort zu geben, denn plötzlich fauchte der Panther. Dieses Geräusch erinnerte an ein Unwetter, das im Anmarsch war.

Grollend und alles verschlingend.

»Der schafft es nicht!« flüsterte Thriller II. »Verflucht, der will es auch nicht schaffen.«

Sein Kumpan nickte. »Ich verziehe mich.«

»Dann geh ich mit. Weißt du denn, wie man sich bei Raubtieren verhalten soll?«

Thriller II schüttelte den Kopf. »Nein. Nur keine heftigen Bewegungen, die dieser Bastard falsch verstehen könnte. Sonst sind wir geliefert.«

»Klar, klar.«

Als hätten sie sich untereinander abgesprochen, so setzten sich die beiden Skinheads gemeinsam in Bewegung. Ihre Gesichter waren vor Anstrengung verzerrt. Ein jeder von ihnen spürte die innere Spannung, die ein Netz um sie geschlungen hatte.

So etwas hatten sie noch nie erlebt. Raubtiere kannten sie aus einem Zoo oder Tiergarten, aber nicht aus den Kellern irgendwelcher Häuser im Londoner Vorort Southwork.

Der Panther hatte seinen Standplatz kaum verändert. Er stand noch immer hinter Thriller I und der Leiche. Mit den beiden Vorderpfoten fest auf den Boden gestemmt, aber stets bereit, die Entfernung zu den beiden Skinheads so rasch wie möglich zu überwinden.

»Wie weit kann der springen?« flüsterte Thriller I. Obwohl er es nicht wollte, zitterte er.

»Weiß ich doch nicht.«

»Aber weit genug bestimmt.«

»Geh, Mensch.«

»Ja, ja.« Thriller III spürte in seiner Kehle den Kloß der Angst. Er musste rückwärts gehen, erreichte auch die Tür, aber er lief gegen den Rahmen.

Durch die Berührung zuckte er heftig zusammen und hatte Furcht, dass der Panther jetzt starten würde.

Aber er blieb…

Sehr genau beobachtete er die beiden Skinheads, wie sie sich zurückzogen und in den Flur eintauchten. Dort atmeten sie zum ersten Mal auf, obwohl sie genau wussten, dass die Gefahr noch längst nicht vorbei war.

Der Körper würde durch die Tür passen. Er konnte ihnen immer in den Flur des Kellers folgen.

Thriller III wollte laufen. Das bemerkte sein Kumpan und hielt ihn fest.

»Bist du verrückt?«

»Aber ich…«

»Nichts machst du. Reiß dich zusammen…«

»Ja, ja…«

Schritt für Schritt gingen sie zurück, den Panther dabei nicht aus den Augen lassend.

Der beobachtete sie. Noch immer bewegte sich sein Schwanz. Er streifte über den Boden, und das war das einzige Geräusch, das die

beiden Flüchtlinge vernahmen.

Thriller I kümmerte sich nicht um sie. Die Frau musste ihn fasziniert haben.. Nicht einmal seine hockende Haltung hatte er verändert, um sich bequemer hinzusetzen.

»Wir schaffen es!« flüsterte Thriller III, um sich selbst Mut zu machen. »Verdammt, wir schaffen es.«

Und da passierte es.

Ohne es auch zuvor durch eine Bewegung angekündigt zu haben, spannte sich der Körper des schwarzen Untiers, hob vom Boden ab und wuchtete sich mit einem gewaltigen Sprung auf die Tür zu.

Beide Skinheads reagierten unterschiedlich.

Während Thriller II stehenblieb, warf sich sein Kumpan auf dem Absatz herum und floh.

Er schrie, und seine Stimme hallte dabei schaurig durch den Keller. Panik jagte ihn voran. Licht brannte, die Treppe war zu erkennen und auch das Pendel, das noch immer schwang.

Das Gesicht verzerrt, die Augen weit aufgerissen, so hetzte Thriller III auf die Treppe zu.

An das Pendel dachte er zu spät.

Er befand sich noch mitten im Lauf, als er diesen gewaltigen Mordklotz von der Höhe her auf sich zurasen sah. Vielleicht hätte er noch eine Chance gehabt, aber er warf sich nicht auf die Stufen, sondern schien vor Schreck wie erstarrt.

Und das Pendel flog auf ihn zu.

Thriller III breitete die Arme aus, als wollte er den killenden Halbmond aus Stahl umfassen. Es war eine tödliche Umarmung für ihn, denn so konnte er es nicht stoppen.

Der Schrei brach ab, als das Pendel ihn erwischte.

Die schwere Mordwaffe riss ihn von den Füßen. Thriller III kippte nach hinten. Er schlug mit dem Rücken und dem Hinterkopf auf. Aber das spürte er bereits nicht mehr.

Das Pendel hatte ihn voll erwischt und auf schreckliche Art und Weise getötet.

Ruhig, als wäre nichts geschehen, schwang es weiter. Nur von seiner Schneide fielen einige rote Tropfen und legten ein makabres, Muster auf die Treppenstufen.

Das sah Thriller II nicht. Mit seinem zweiten gewaltigen Sprung hatte der Panther den Skinhead erreicht. Thriller II starrte nur gegen den schrecklichen Kopf. Für ihn bestand er nur aus Maul. Dahinter zeichnete sich die kompakte Masse des Körpers, und die beiden Vorderpfoten kamen ihm vor wie Fallbeile.

Sie rissen ihn um.

Der Schrei des Mannes wurde von der Wucht und der Kraft des Körpers regelrecht erdrückt. Er drückte Thriller II so heftig gegen den

Boden, als wollte er ihn hineinpressen.

Zweimal bewegte sich das Maul, dann hatte das monströse Raubtier seine Pflicht getan.

Es schüttelte seinen Kopf und drehte sich um. Diesmal sehr langsam, dennoch geschmeidig. Als es in den Kellerraum zurückkehrte, war nur das Aufschlagen der Pfoten zu hören. In den grünen Augen leuchtete es noch stärker auf. Die Zunge fuhr aus dem Maul und umkreiste die Schnauze, als sich der Panther neben der Toten und Thriller I niederließ.

Er drückte seinen Schädel an der linken Seite des Skinheads vorbei, und diesmal fuhr die Zunge streichelnd über das Gesicht der dunkelhaarigen Frau.

Der Killer-Panther liebkoste die Person, als wollte er sie auffordern, sich zu erheben.

Tatsächlich lief ein Zucken durch den Körper. Das Lächeln auf dem Gesicht verschwand, aber der Druck um das Gelenk des Mannes blieb, so dass Killer I zuschauen konnte, wie sich die »Tote« zur Seite drehte, um auf die Beine zu kommen.

Sie stützte ihre Hand auf dem rechten Knie des Mannes ab, starrte ihn an und lächelte plötzlich. Aber dieses Lächeln galt nicht ihm, sondern dem Raubtier.

Und der Panther wusste Bescheid. Er senkte seinen mächtigen Kopf.

Die Frau musste beide Hände nehmen, um ihn zu streicheln. Von verschiedenen Seiten glitten die Finger durch das Fell, und der mordgierige Panther begann zu schnurren wie eine zufriedene Katze.

Das beobachtete Thriller I. Er sah es und konnte es trotzdem nicht fassen.

Eine regelrechte Blutleere hatte sein Gehirn überschwemmt. Was hier passierte, überstieg einfach sein Begriffsvermögen. Er kannte sich nicht mehr aus.

Der Panther richtete sich auf. Er hatte bisher gehockt, nun drückte er sich in die Höhe. Wie er das Tat, hatte etwas Majestätisches an sich, und die Frau hatte ihre Arme um den Nacken des gewaltigen Tieres geschlungen. Sie ließ ihn auch nicht los, sondern ließ sich von dem Raubtier mit in die Nähe ziehen.

Um den Skinhead kümmerte sie sich nicht. Für sie existierte nur noch der Panther.

Allmählich begann Thriller I damit, wieder nachzudenken. Er und seine Kumpane waren gekommen, um Asylanten einen Denkzettel zu erteilen.

Aber es hatte sie erwischt und nicht die Asylanten, von denen sie überhaupt nichts gesehen hatten.

Wo sie steckten, war dem jungen Fanatiker egal. Er wollte diesen verfluchten Keller verlassen.

Die Zeichen standen günstig für ihn, da sich die Frau mit dem Raubtier beschäftigte und es durch ihre Liebkosungen und Umarmungen von Thriller I ablenkte.

So schlich er zur Tür. Er wandte den beiden nicht den Rücken zu, nur das Profil. Durch Schielen konnte er erkennen, dass er es schaffen würde, denn noch immer kümmerten sich die beiden nicht um ihn.

Er bekam Mut.

Zwar wirkten seine Bewegungen noch immer steif und hölzern, aber er lief jetzt schneller. Sein Denken hatte er ausgeschaltet, er dachte nicht einmal an seine Waffen, aber er spürte noch immer den Druck an seinem Handgelenk, das von der Toten umklammert worden war.

Als hätte er Angst, mit dem Kopf gegen die obere Kante der Tür zu stoßen, so duckte er sich zusammen, lief in den schlecht beleuchteten Kellerflur, richtete seinen Blick nach vorn, sah die Treppe, das Pendel und die beiden Toten.

Das kalte Entsetzen überfiel ihn schlagartig. Er blieb stehen, als hätte ihn eine Faust gestoppt. In seinem Innern schrie es auf, nur war er selbst nicht in der Lage, diesen Schrei akustisch umzusetzen.

Der Anblick hatte ihn gelähmt.

Er ging vor. Nach dem zweiten Schritt sah er seine beiden Kumpane deutlicher. Einer war von dem Pendel erwischt worden, den zweiten hatte die Raubkatze umgebracht.

Und auch Thriller I wusste, dass diese beiden unterschiedlichen Todfeinde in seiner Nähe lauerten.

Noch immer lag der Schauer auf seinem Rücken. Er konnte kaum Luft holen. Die Angst presste ihn förmlich zusammen, sein Herz pumpte schwer, und es kostete ihn Überwindung, sich umzudrehen.

Sehr langsam tat er das. Als er es endlich geschafft hatte, sah er den Panther und die Frau.

Beide standen dicht vor der Tür, jedoch noch im anderen Raum. Die dunkelhaarige Person hatte auf dem Rücken des Raubtiers ihren Platz gefunden. Sie hockte dort wie eine Königin und war sich ihrer Stärke voll bewusst. Auf ihrem Gesicht lag ein kaltes Lächeln. Ihre Augen wirkten kalt wie grüne Edelsteine, und dieser Blick unterschied sich nicht von dem des Panthers.

Thriller I las darin sein Schicksal.

Es bedeutete Tod!

Zwei seiner Kumpane waren verstorben. Weshalb sollte er als dritter geschont werden?

Aber er hatte Fragen. Sie brannten ihm auf dem Herzen. Seine Stimme war kaum zu verstehen, als er hauchte: »Warum? Warum habt ihr das getan, ihr Schweine?«

Die jetzt wieder lebende Tote lächelte kalt. »Wer in das Refugium des großen Salomo eindringt, der wird vernichtet. Ihr hättet nicht

kommen sollen, und ich weiß auch, welcher Grund euch hergeführt hat. Ihr wolltet töten. Ihr wolltet die Menschen ermorden, die sich in diesem Keller versammeln. Wer gegen die Diener Salomos sein Schwert erhebt, der wird selbst durch das Schwert umkommen!« erklärte sie mit fester Stimme und bewegte sich ruckartig.

Das war das Zeichen für den Panther.

Auch er blieb nicht mehr stehen. Zuerst rann ein Zittern durch seinen Körper, dann lief er durch den offenen Türgang und kam auf den schreckensstarren Thriller I zu.

Der blieb aber nicht starr stehen. Es war der reine Reflex, der ihn zur folgenden Handlung trieb.

Mit einer blitzschnellen Bewegung zog er sein Messer und erwartete das Raubtier…

***

Die Tote war verschwunden!

An dieser Tatsache gab es nichts zu rütteln, und wir standen da wie die Ochsen vorm Berg.

Suko lachte leise. »Hast du etwas gesehen, John?«

»Nein.«

»Dann siehst du das gleiche wie ich?«

»Natürlich.«

Suko ging zur Liege. Er tastete über den Stoff, als wollte er genau fühlen, ob er sich nicht geirrt hatte, schüttelte den Kopf, hob die Schultern und atmete stöhnend aus.

Auch für mich war es ein Rätsel, aber ich ließ mir die Worte der ungewöhnlichen Frau noch einmal durch den Kopf gehen. Sie hatte zu den Dienerinnen oder Gespielinnen König Salomos gehört und von seinem Blut getrunken. Ein Vampir war sie natürlich nicht, aber hatte ihr das Blut dieses geheimnisvollen Königs und Magiers vielleicht die Möglichkeit gegeben, auf eine gewisse Art und Weise unsterblich zu werden?

Da ich bei Kara, der Schönen aus dem Totenreich, einen ähnlichen Fall vermutete, wollte ich meine Schlussfolgerungen nicht nur in das Reich der Fabel verbannen. Magie hatte oft genug dazu beigetragen, die Gesetze der Welt auf den Kopf zu stellen.

»Sie muss sich aufgelöst haben«, erklärte Suko, der von der Couch zurückkam. »Oder hast du eine andere Erklärung?«

»Nein.«

»Wie ist es möglich?«

»Denk an Mark Baxter, den unsichtbaren CIA-Agenten. Auch er hat es geschafft.«

»Ja, durch ein irres Spiel der Physik. Aber das hier ist etwas anderes. Ich werde den Eindruck nicht los, dass wir in ihr zwei Personen vor

uns haben.«
»Wie das?«
»Eine tote und eine lebende Frau. Siehst du das anders, John?«
»Ich sehe überhaupt nichts, wenn ich ehrlich sein soll. Ich will mich auch nicht auf gewisse Dinge verlassen und irgendwelche Hypothesen unterstützen, ich möchte mit ihr reden.«
Suko lachte. »Das will ich auch. Aber kannst du sie auch finden?«
»Das ist ein anderes Problem.«
Suko breitete seine Arme aus. »Wer so schnell verschwindet und nicht auf einem normalen Weg weggeschafft wurde, dem kann dies nur auf magische Art und Weise gelungen sein. Ich gehe davon aus, dass sich die Frau in eine andere Dimension zurückgezogen hat. Sie heißt Panthera, nennt sich hier Dominga Cruz und hatte damals, als König Salomo noch lebte, Kontakt mit Raubtieren. Deshalb auch der Name Panthera.«
»Was bezweckst du mit dieser Aufzählung?« erkundigte ich mich.
»Im Prinzip nicht einmal viel. Aber wenn wir sie suchen und finden wollen, sollten wir diese Tatsache nicht außer acht lassen. Sie wird sich meiner Ansicht nach dann dort verbergen, wo sie Raubtiere in ihrer Nähe weiß…«
»Denkst du an einen Zirkus?«
»Kann sein.«
»So einfach ist das nicht, Suko. Da steckt mehr dahinter, als wir annehmen. Wenn Panthera tatsächlich eine so große Macht besitzt, wird sie sich kaum dazu herablassen, in einen Zirkus zu gehen. Nicht als eine überlebende Dienerin König Salomos.«
»Da ist etwas dran.«
Ich schnickte mit den Fingern. »Hat sie nicht von König Salomos Blut gesprochen?«
»Ja.«
»Und sie hat es getrunken«, murmelte ich. »Reichte da ein Schluck, oder hat sie den Lebenssaft über die Zeit retten können? Wenn ja, müssten wir es irgendwo finden.«
Suko starrte mich an. »John, wie kommst du darauf?«
»Weil ich ihr Schicksal wieder mit Karas verglichen habe. Auch sie besitzt so etwas Ähnliches wie das Blut Salomos, nämlich den Trank des Vergessens. Und sie hat ebenfalls nicht nur einen Tropfen davon zu sich genommen, sondern den Trank mitgebracht, auch wenn er ihr abgenommen worden ist.«
Suko schaute sich schon um. »Sollen wir hier anfangen zu suchen?«
»Ja. Wo sonst?«
Mein Freund griff schon vor. »Und was ist, wenn du ihn gefunden hast?«
»Würde mich interessieren, was geschieht, wenn ich das Kreuz und

das Blut zusammenbringe.«

»Mich mittlerweile auch. Wie machen wir's? Nimmt sich jeder eine Hälfte des Zimmers vor?«

»Klar.«

Ich durchsuchte den Teil, in dem auch der Schreibtisch stand, während sich Suko um die hintere Hälfte kümmerte, wo die Frau so plötzlich verschwunden war.

Es gab dort kaum Verstecke. Suko schaute unter die Stühle, er rückte auch die Liege zur Seite und nahm Polster hoch. Staub fand er, aber kein Blut des alten Königs.

Dann fiel ihm die Wand auf.

Sie war getäfelt worden, und das Holz besaß kein glattes Muster. Jede Platte wirkte wie ein kleines Fenster oder eine winzige Tür, und Suko klopfte alles der Reihe nach ab.

Viele Holzstücke klangen hohl, und das ließ Suko aufhorchen. Mit dem Knöchel des Mittelfingers klopfte er die verschiedenen Stellen ab und stellte fest, dass es mehr in die Höhe reichende hohle Holzstücke gab als breite. Das ließ, so dachte Suko, auf den Umriss einer Tür schließen.

Vielleicht eine Geheimtür.

In seinem Rücken hörte er John Sinclair suchen. Der Geisterjäger hatte noch nichts gefunden, sonst hätte er sich längst gemeldet. Suko aber war vom Jagdfieber gepackt worden. Er hatte den Umriss der Tür jetzt genau herausgefunden. Jetzt suchte er noch nach einer Möglichkeit, sie zu öffnen.

Eine Geheimtür besaß einen ebenfalls geheimen oder versteckt liegenden Mechanismus.

Ich suchte inzwischen das Blut. Der Gedanke war irgendwie auch dumm von mir gewesen, aber etwas mussten wir tun. Allmählich kam ich zu der Einsicht, dass Panthera ein Gefäß mit Blut wohl kaum zurückgelassen hatte. Das war einfach zu wertvoll.

»John!«

Sukos Ruf ließ mich aufhorchen. Ich drehte mich um und sah meinen Freund vor der Holzwand stehen, die sich in der Mitte plötzlich öffnete, als mein Freund gegen eine bestimmte Stelle drückte.

Vor ihm tat sich ein Geheimgang auf.

»Das ist die Lösung«, sagte er.

Ich wunderte mich noch immer, als ich mit bedächtigen Schritten auf ihn zuging. »Das kann doch nicht wahr sein. Wir hätten etwas merken müssen. Oder hat sich die Tür lautlos geöffnet?«

»Nein.«

»Da muss es noch eine andere Lösung gegeben haben«, sagte ich leise, drückte meinen Freund zur Seite, weil ich selbst nachschauen wollte, wie es hinter der Tür aussah.

Dort befand sich ein Gang.

Ein alter, feuchter, muffig riechender Kellergang, der auf mich wie ein Rattentunnel wirkte.

»Stellt sich die Frage, wo der hinführt«, sagte Suko.

»Vergiß nicht, wo wir uns hier befinden.«

»Wie meinst du das?«

»Southwork. Ich habe davon gehört, dass die dicht nebeneinander stehenden Häuser zum Großteil miteinander verbunden sind. Durch Gänge, Tunnels, was weiß ich.«

»Also Rattenlöcher?«

»So scheint es.«

»Und wir werden uns dieses Rattenloch anschauen, wenn ich dich richtig verstanden habe.«

»Ja.«

Ich schaute noch einmal zurück. Der Raum lag leer vor uns. Das Blut König Salomos, falls es existierte, hatten wir nicht gefunden, aber wir würden weitersuchen, wie auch immer.

Suko hatte bereits seine starke Stableuchte hervorgeholt und betrat als erster den Tunnel zwischen den Häusern…

***

Thriller I hatte sich sicher gefühlt, wenn die Klinge in seiner rechten Hand lag. Diesmal war es anders. Da spürte er den Schweiß, der als feuchte und glitschige Schicht zwischen dem Griff und seiner eigenen Handfläche lag, so dass er die Waffe, die er meisterhaft beherrschte, kaum festhalten konnte.

Er hätte auch einen Schlagstock ziehen können, aber damit gegen einen Panther anzugehen, war lächerlich. Das Messer reichte ihm, zur Not besaß er noch ein zweites.

Panther und Mensch standen vor ihm wie ein Denkmal. Beide gehörten zusammen. Die Person auf dem Rücken des schwarzen Raubtiers wirkte dort wie angewachsen, als wären beide eine Symbiose eingegangen.

Aus zwei kalten, grausam wirkenden Augenpaaren wurde der Skinhead beobachtet, der auch noch an das Killerpendel dachte und sich keinesfalls in dessen Nähe treiben lassen wollte.

»Du wirst der dritte sein!« versprach die Frau mit einer rauchigen und flüsternd klingenden Stimme.

Thriller I zog die Lippen breit. »Verdammt, was habe ich dir getan? Dir und dem verdammten Panther? Was haben wir euch getan? Meine Freunde sind tot. Das Untier hat sie umgebracht.«

»Nur einen von ihnen. Der andere lief in das Pendel. Ihr müsst euch vorsehen. Ihr seid mit einer bösen Absicht hergekommen. Das kann ich nicht zulassen. Die Dienerin des Königs wird auch dich schaffen.«

»Von welchem König redest du?« heulte Thriller I auf.
»Salomo!«
»Wer ist das? Ein neuer Disco-Star?«
»Er gehört zu den Größten unter den Großen, und seine Macht besitzt die Kraft der Ewigkeit. Er stammt aus dem alten biblischen Geschlechte Davids, aber er wurde ein weiser Magier und Herrscher.«
Der Skinhead begriff. »Salomo der Weise, nicht? Da fehlt die Königin von Saba. Bist du das?« Er wollte reden, nur reden und sich dabei bewegen.
Eine winzige Chance hatte er noch erkannt. Wenn es ihm gelang, die Treppe zu erreichen, musste er sich nur an der Wand entlangdrücken, um dem Pendel zu entgehen.
Der Panther schaffte dies nicht. Er war einfach zu breit. Das messerscharfe Halbmondpendel würde ihm mit seiner Außenseite vom Kopf bis zum Schwanz aufschlitzen.
Thriller I redete. Er wusste überhaupt nicht, was er dahersprach. Für ihn war es allein wichtig, die anderen beiden abzulenken, um verschwinden zu können.
Die rechte Hand mit dem Messer bewegte er kaum. Er ließ den Arm an seinem Körper herabhängen, aber die linke streckte er vor und unterstrich mit wedelnden Bewegungen seine hastig gesprochenen Worte und kurzen Sätze.
Der Panther ging weiter.
In seinem Körper steckte so immens viel Kraft, aber wie er seine Beine setzte und den mit schwarzem Fell bedeckten Körper dabei bewegte, das war schon geschmeidig und elegant.
Und die Treppe lag noch so verdammt weit weg.
Thriller I zitterte. Er schaffte es nicht mehr, sich zusammenzureißen. Zu gewaltig war dieser Anblick. Das Messer kam ihm plötzlich vor wie ein Zahnstocher.
Die Frau auf dem Rücken des schwarzen Untiers blieb auch weiterhin bewegungslos sitzen. Jedes Spiel der Muskeln und jedes Schaukeln des Raubtierkörpers glich sie aus. Tier und Mensch bildeten eine Einheit, die jedes Hindernis aus dem Weg räumen würde.
Thriller I konnte sich nicht entscheiden. Einige Schritte hatte man ihn in Richtung Treppe gehen lassen, jetzt bewegte er sich wieder nach links.
Dabei musste er seinen toten Kumpan ansehen, der nicht weit von der untersten Stufe entfernt lag.
Auch dieser Anblick nervte ihn und drängte ein hartes Würgen in ihm hoch.
»Und du gibst mir keine Chance?« erkundigte er sich. Dabei streckte er bittend seine freie Hand aus. Er versuchte sogar, harmlos zu lächeln, aber die Person auf dem Panther gab keine Antwort.

Für den Skinhead reichte dies aus. Er setzte alles auf eine Karte. Mit einem raschen Blick hatte er schon bei Stellung seiner Frage die Entfernung zur Treppe und zum Pendel hin abgeschätzt. Sie sah relativ günstig aus. Wenn er sich beeilte und sich dementsprechend ins Zeug legte, konnte er es schaffen.

Der Skinhead startet wie ein Hochspringer. Mit langen, weiten und geschmeidigen Sätzen. Er war schnell, vielleicht so schnell wie nie zuvor in seinem Leben, aber dieser übergroße Panther bewegte sich nicht nur lässig, auch um eine Idee schneller.

Auf halbem Weg zu seinem rettenden Ziel hörte Thriller I den anfeuernden Schrei der Frau, in den sich das bösartig klingende Fauchen des Raubtiers mischte. Er sah den großen dunklen Schatten von links her auf sich zukommen, drehte den Kopf und bekam auch den lässig wirkenden Pfotenschlag mit.

Eine kurze Bewegung nur, die voll ins Ziel traf. Der Skinhead spürte den Schlag, der ihn von den Beinen holte.

Sein Körper überschlug sich noch in der Luft, bevor er zu Boden prallte und auf die Treppe zurollte, über deren Stufen das unheimliche Killerpendel pfiff.

Thriller I schrie. An der Schulter und der Brust war er getroffen worden.

Der Paukenschlag hatte am Gelenk etwas verletzt oder zerstört. Das war nicht das Schlimmste, denn der Panther beließ es nicht bei diesem einen Treffer. Den Messerarm riss Thriller I noch hoch und winkelte ihn schützend vor seinem Gesicht an.

Dann bekam er den zweiten Hieb.

Und der durchbrach spielend die Deckung. Etwas fetzte auf. Es war nicht nur die Kleidung, auch Haut wurde dabei zerstört, und die Schmerzen waren wie ein böses Brennen.

Der dritte Schlag erwischte ihn so voll, dass er blutüberströmt liegenblieb, und die dunkelhaarige Frau auf dem Rücken des Killertieres hatte sich noch immer nicht gerührt.

Kalt blickte sie nach unten. Mitleid und Gnade kannte sie nicht. Wer das Ziel dieser Frau störte, der wurde selbst vernichtet. Lässig drehte sich das Raubtier um. Es schüttelte einmal kurz seinen mächtigen Schädel und genoss es auch, von seiner Herrin gestreichelt zu werden. So etwas tat gut.

Sie bewegten sich auf das Pendel zu. Lady Panthera lächelte, als sie auf das furchtbare Mordinstrument schaute. Diese Falle hatte sie sich einbauen lassen, denn es war wichtig, sich Feinde vom Leibe zu halten.

Und nur sie wusste, wie man sie wieder abstellte.

Lady Panthera verließ den Rücken des Killer-Panthers. Mit sicheren Schritten ging sie auf eine bestimmte Stelle im Keller zu, griff in eine

Lücke in der Wand hinein, wo sie einen Hebel fand, den sie herumlegte.

Die Schwingungen des Mordpendels stoppten. Ein leises Summen erklang. Ein nicht sichtbares Gelenk in der Decke bewegte sich und zog den tötenden Halbmond aus Stahl wieder hoch.

Panthera war zufrieden.

Das Raubtier wusste, wohin es zu gehen hatte. Kaum saß die Frau wieder auf seinem Rücken, als es die Stufen der Treppe hochschlich, die Tür ganz aufdrückte und verschwand.

Sein Ziel war das Freie.

***

»Manche Häuser in Southwork sind wie Rattenlöcher und miteinander durch Gänge verbunden, die man gar nicht alle zuschütten kann.« Das hatte mir mal ein alter Streifenpolizist erklärt, und daran musste ich denken, als ich mich in dem Tunnel umsah und dabei auch auf Sukos breiten Rücken schaute.

Wir allerdings hatten Glück, denn der vor uns liegende Tunnel oder Gang besaß keine Abzweigungen. Er führte geradewegs auf das andere Haus zu oder darunter hinweg, so dass wir uns wenigstens nicht in einem Labyrinth verirren konnten.

Die Luft war mies und schlecht. Von irgendwoher drang auch Fäkaliengestank.

Wie eine Pestwolke wehte er in unsere Gesichter. Es lag auf der Hand, denn die Kanäle lagen nicht weit entfernt. Möglicherweise gab es sogar einen direkten Zugang.

Auf meinem Rücken spürte ich das Kribbeln, wenn von der Decke irgendwelche Tropfen gegen meinen Nacken fielen. Stinkendes Wasser, das sich an der Decke gesammelt hatte.

Der Tunnel oder Gang blieb auf gleicher Ebene. Wir leuchteten beide mit unseren Lampen. Wenn sich die Strahlen an den Wänden entlangschoben, sahen wir hin und wieder auch helleres Gestein. Es wechselte sich mit dem grauen ab.

Geröll bedeckte den Boden. An feuchten Stellen war der weiche Lehmboden zu Schlamm geworden, in dem sich allerlei Kriechtiere wohl fühlten. Nach einem zehnminütigen Marsch hatten wir noch immer nicht unser Ziel erreicht, und Suko schüttelte verwundert den Kopf.

»Irgendwas machen wir wohl falsch.«

»Wieso?«

»Hätten wir nicht schon längst am Ziel sein müssen?«

Ich hob die Schultern. »Dieser Gang ist sehr tief angelegt worden. Wahrscheinlich führt er unter den anderen Hauskellern hinweg.«

»Meinst du?«

»Geh weiter, Mensch.«

Unser Licht erschreckte auch einige Ratten, die sich in dem Gang tummelten. Wenn das Licht sie traf, verschwanden sie in Löchern und Höhlen.

Sukos Lichtstrahl malte plötzlich einen Kreis auf ein Hindernis. Auch ich erkannte die Eisentür, die den Tunnel praktisch abschloss. Wir hatten also das Ende des Fluchtwegs dieser ungewöhnlichen Frau erreicht.

Oder einen neuen Anfang. Es kam darauf an, wie man die Lage sah.

Ich untersuchte das Schloss. Natürlich hatten wir zuvor ausprobiert, ob die Tür offen war. Leider erlebten wir eine Enttäuschung.

»Wie sieht es aus?« fragte Suko.

»Hast du dein Werkzeug bei dir?«

»Als potentieller Einbrecher doch immer.«

»Dann versuche dich mal.«

Große Schwierigkeiten würde uns das Schloss der Tür nicht bereiten, das war jetzt schon zu sehen. Suko besaß einen Dieterich aus Kunststoff. Man konnte ihn als ein besonderes Material bezeichnen, denn er passte sich den ausgefeilten Schlössern sehr gut an, und meistens kamen wir gut durch.

So auch jetzt.

Mein Freund werkelte nicht lange am Schloss. Nach knapp fünfzehn Sekunden richtete er sich auf und nickte mir zu. »Das war es.«

Ich übernahm den zweiten Teil und öffnete die Tür, während Suko zurückgetreten war, seine Waffe gezogen hatte und mir somit eine gewisse Rückendeckung gab.

Die Angeln waren sehr gut geölt, was mich wiederum nicht wunderte.

Lady Panthera schien diesen Weg des öfteren benutzt zu haben. Auch als Unsichtbare?

Wir kamen hier überhaupt noch nicht klar, zogen nur die Tür auf und leuchteten in einen leeren Raum, der aber einen zweiten Ausgang besaß.

Noch blieben wir stehen. Ich wollte erst sichergehen und ließ den Lampenstrahl auch in jeden der vier Winkel wandern, aber auch dort hielt sich keiner versteckt.

»Sie ist nicht da!« meldete sich Suko.

»Das habe ich mir fast gedacht.« Mein Partner schob sich an mir vorbei und leuchtete gegen die zweite Tür. Ich verfolgte den Strahl mit einem Auge, sah plötzlich etwas auf dem Boden liegen, und auch Suko hatte dieses Etwas entdeckt und ließ den Lampenstrahl wieder nach rechts wandern, um das Objekt in den hellen Schein zu bekommen. Es war ein Toter!

Obwohl wir so geschockt durch diese Entdeckung waren, bewegten

wir uns vorsichtig auf die Leiche zu, da wir keine unangenehmen Überraschungen erleben wollten.

Der Mann lag auf dem Rücken. Dass er noch jung war, konnten wir erkennen, und dass er zu einer bestimmten Gesellschaftsschicht gehörte, ebenfalls. An seiner Kleidung und der Bemalung identifizierten wir ihn als Skinhead. Er war tot, und sein Mörder konnte einfach kein Mensch gewesen sein, das erkannten wir an den Verletzungen.

»O verdammt!« flüsterte Suko und rieb sein Kinn. »Wer hat hier gewütet, John?«

»Ich weiß es nicht«, erwiderte ich krächzend und war noch immer stark erschüttert.

»Die Frau?«

Ich hob die Schultern. »Das kann ich mir kaum vorstellen. Sie muss einen Helfer gehabt haben.«

»Ja, ein Tier.« Suko ging weiter. »Als etwas anderes kann ich den Killer nicht bezeichnen.«

Während mein Freund auf die zweite Tür zuschritt, wollte ich den Raum nach Spuren untersuchen. Dazu kam ich nicht mehr, denn ich hörte die gepresst klingende Stimme meines Freundes.

»Komm doch mal her, John.«

Wenn Suko so sprach, war etwas im Busch. Ich drehte mich um und lief zu ihm.

Er stand still da, aber der lange Lampenstrahl zitterte doch. Suko hatte ihn auf eine Treppe gerichtet. Dicht davor und im grellen Kegel der Lampe sahen wir ihn liegen.

Es war der zweite Tote.

Er hatte sich zusammengekrümmt, als hätte er noch versucht, im letzten Augenblick wegzukriechen. Das war ihm nicht gelungen. Der Tod hatte ihn noch vor der untersten Stufe erwischt.

Ich ging näher. Suko blieb zurück. Als ich neben der Leiche stand, winkte ich meinem Freund zu. Sprechen konnte ich nicht. Dazu war das Geschehene einfach zu schrecklich.

»Schau ihn dir an«, sagte ich. »Und sage mir dann, wie er ums Leben gekommen ist.«

Von zwei Lichtstrahlen wurde der Tote jetzt angeleuchtet. Beide waren wir der Ansicht, dass dieser Mensch nicht, wie der erste, von einem Raubtier erwischt worden war.

Der war auf eine andere Art und Weise ums Leben gekommen. Wahrscheinlich hatte ihn ein kaum vorstellbares Mordinstrument erwischt, denn fast über seinem gesamten Körper zeigte sich ein Schnitt.

Auch dieser Tote gehörte zur Gruppe des Skinheads. Was die beiden in dem Keller gesucht hatten, wussten wohl nur sie selbst. Und sie

konnten uns keine Antwort mehr geben.

Beide traf es uns plötzlich wie ein Schlag, als wir hinter uns das leise Stöhnen hörten.

Wir fuhren herum und leuchteten gegen eine Wand. Dort lag ein Bündel Mensch. Er blutete stark, aber er lebte, wie auch immer. Wir hetzten zu ihm, knieten uns neben ihm nieder und sahen beide, dass diesem Mann kein Arzt der Welt mehr helfen konnte.

Es glich schon einem Wunder, dass er überhaupt noch lebte. Blut war auch über sein Gesicht gelaufen, und ich wischte es ihm vorsichtig aus seinen Augen.

Er sah uns an. Ob er überhaupt erkannte, dass männliche Personen neben ihm hockten, spielte für ihn keine Rolle. Er wollte noch etwas sagen und unterstrich diesen Wunsch auch mit einer Bewegung, als er unter großen Mühen den Arm hob und mich anfasste. »Du… du mußt dich vorsehen. Er… er ist ein Killer…«

»Wer?«

»Der Riesen… Panther.«

»War er hier?«

Der Sterbende atmete röchelnd. Schaum schimmerte vor seinen Lippen.

»Nicht allein… auch… auch Frau. Sie hat auf Rücken gesessen…«

»Der Panther hat euch angegriffen?«

»Nicht nur er!« würgte der Skinhead hervor. »Vorsicht. Falle in Keller bei der Tr…« Die Hand, die sich in den Stoff meines Jackenärmels gekrallt hatte, löste sich plötzlich, rutschte nach unten, klatschte auf den Boden.

Gleichzeitig brach auch der Blick des Skinheads, und der Junge war endgültig tot.

»Ihn hätte niemand mehr gerettet!« flüsterte Suko. »Es war wohl besser für ihn.«

»Ja.«

Wir standen auf. In den letzten Minuten hatte es uns verflucht hart getroffen. Drei Tote hatten wir innerhalb weniger Minuten gefunden und standen nun in einem regelrechten Leichenkeller. So etwas schaffte uns immer. Ich musste mich zusammenreißen, um klar denken zu können.

Suko erging es ähnlich.

»Der Skinhead hat von einer Falle im Keller gesprochen, Suko.«

»Nicht nur.«

»Von was denn noch?«

Suko hob die Schultern. Wir hatten unsere Lampen ausgeschaltet. Das Licht der einen trüben Lampe reichte völlig aus. Der Inspektor verzog die Lippen. »Es klang wie Tre… Tut mir leid, John.« Das letzte Wort hat er verschluckt.

Ich schnickte mit den Fingern. »Tr…m, war es.«
»Da gibt es viele Worte.«
»Aber nicht hier unten.« Ich schaltete die Lampe wieder ein und drehte mich nach links, erreichte einen der Toten und die vor ihm liegende Treppe. Genau das war es.
»Treppe!« sagte ich laut.
Suko zuckte zusammen. »Verdammt, du könntest recht haben.«
»Und wie ich das habe.« Ich räusperte mich. »Schau dir den Toten an. Er liegt vor der Treppe, und genau da muss es ihn erwischt haben. Außerdem zeigt sein Körper andere Verletzungen als der der beiden anderen. Der zweite Killer hat wahrscheinlich auf der Treppe gelauert und den Skinhead getötet.«
»Womit? Die Waffe muss furchtbar gewesen sein.«
»Aber keine Panthertatzen.«
»Dann können wir uns das Ding mal genauer ansehen.« Suko ging zielstrebig vor. Ich folgte ihm und holte ihn noch vor der letzten Stufe ein, wobei ich eine Hand auf seine Schulter legte. »Nicht so voreilig, mein Lieber.«
»Siehst du eine Gefahr?«
»Nein. Aber das Ding hier ist mir nicht geheuer. Man muss die Gefahr nicht unbedingt sehen.« Mein Blick glitt nicht allein über die Stufen, ich beobachtete auch die beiden Wände, die den Aufgang einrahmten.
Beides - Stufen und Wände - wirkten völlig normal und harmlos.
Und doch sollte hier eine Gefahr lauern…
Suko schaute mich an und verzog die Lippen zu einem optimistischen Lächeln. »Okay, John, ich gehe vor, und du deckst mir den Rücken. Keinen Widerspruch.«
Wenn Suko so sprach, war ich in das zweite Glied gestellt. Deshalb nickte ich und ließ meinem Freund den Vortritt, der sehr aufpasste, dass er nichts falsch machte.
Man musste mit allem rechnen. Mit einem plötzlichen Wegsacken der Stufen und sogar mit einem Zusammenbrechen der Treppe. Das lag im Bereich des Möglichen.
Aber noch tat sich nichts…
Suko hatte bereits die zweitletzte Stufe erreicht, blieb auf ihr stehen und schaute auch zurück. »Nichts, alles normal.«
»Noch liegen sechs vor dir.«
»Sicher.«
Es passierte, als mein Freund die nächste Stufe berührte. Er selbst hörte und sah nichts, ich aber vernahm plötzlich das leise Schaben, und das erklang über uns an der Decke.
»Suko, über dir!«
Der Inspektor reagierte innerhalb einer Sekunde. Er sackte zusammen, als hätte man ihm die Beine unter dem Körper

weggeschlagen, schlug auf die Stufen, rollte den Weg herunter, und das war auch verdammt nötig, denn von der Decke über der Treppe her löste sich ein gewaltiges Mordinstrument.

Ein höllisch scharfes Stahlpendel, das mit seiner ersten Schwingung auf mich zuraste…

***

Der mörderisch geschliffene Halbmond pfiff etwa handhoch über Sukos Rücken hinweg. Es hätte mich aber voll erwischt, obwohl ich nicht auf einer der Stufen stand, doch die Schwingung war einfach zu groß.

Mit einem artistisch anmutenden Sprung schleuderte ich mich zurück.

Ich musste es tun, sonst hätte ich das gleiche Schicksal erfahren wie der Tote hinter mir.

Der Luftzug des vorbeirasenden Halbmonds streifte mich noch, bevor ich rücklings auf den Boden prallte, mich sofort drehte, aber nicht auf die Füße kam, sondern auf dem Bauch liegenblieb, nur den Kopf hob und nach vorn schaute.

Suko lag auf den Stufen. Er wirkte platt, bewegte nicht einmal seine Fingerspitzen und bekam jedes Mal das leise Pfeifen mit, wenn der tödliche Stahl über ihn hinwegfuhr.

Das war schon nervenaufreibend, aber nicht lebensgefährlich. Sehr bald merkte Suko dies. Durch Arme und Beine lief das Zucken, als Suko sich in Bewegung setzte und sehr vorsichtig über die Kanten der Stufen nach unten glitt.

Auch er schaffte es, der Klinge zu entwischen. Als wir uns beide gegenüberstanden und uns anschauten, lag der dicke Schweiß auf den Gesichtern, und das Entsetzen stand in unseren Augen.

»Himmel, das war knapp!« flüsterte mein Partner. »Danke, John, dass du mich gerettet hast.«

»Vergiß es.«

Suko schaute sich um und starrte das schwingende Todespendel an.

»Welcher Satan lässt sich so etwas einfallen?«

»Das war eher eine Satanin.«

»Panthera, meinst du?«

»Wer sonst?«

»Wenn die Dame vom Hofe Salomos noch mehr solcher Tricks auf Lager hat, werde ich mit ihr mal ein persönliches Wörtchen reden. Darauf kannst du dich verlassen.«

»Falls der Panther es zulässt.«

»Ach, vergaß ihn.«

Ich wandte mich einem anderen Thema zu. »Vorbei kommen wir, Suko. Wir brauchen uns nur nahe einer Wand zu halten.«

»Ist zwar nicht schön, aber selten.«

»Und Luft bekommst du auch noch. Was willst du mehr?« fragte ich ihn und machte diesmal selbst den Anfang.

Ich betrat die letzte Stufe dicht an der rechten Seite. Natürlich beobachtete ich das schwingende Pendel und hatte beim ersten Mal den Eindruck, als würde es mich trotzdem erwischen.

Aber es schwang vorbei. Zum Glück war es so konstruiert, dass es die Richtung nicht seitlich ändern konnte. Mit dem Rücken schabte ich an der Wand entlang, als ich die nächsten Stufen hochging und dabei die Tür nicht aus den Augen ließ.

An das Pendel hatte ich mich gewöhnt. Wenn es vorbeihuschte, sah ich mein Gesicht jedes Mal wie in einem Spiegel. Nur verzerrt und auch in die Breite gezogen.

Unbeschadet erreichte ich die Tür. Lässig winkte ich Suko zu. »Du kannst kommen, Alter. Aber du bist dicker. Hättest vorher eine Diätkur machen sollen.«

»Wir stellen uns so bald wie möglich auf die Waage.«

»Da gewinnst du doch, weil du einen Kopf kürzer gemacht worden bist.«

»Witzbold.«

Suko war sehr konzentriert, als er die Treppe hochschritt. Und auch er schaffte es, an diesem verfluchten Pendel vorbeizukommen. Er bewies sogar Galgenhumor, als ihm ein makabrer Spontispruch über die Lippen kam. »Alle gingen neben dem Sarg - nur nicht Hagen, der wurde getragen.«

»Sei froh, dass ich dich nicht tragen muss«, erwiderte ich und drückte die Tür auf. Meine Beretta hatte ich gezogen, doch das dunkle Loch der Mündung zeigte in einen Hausflur, der nach Abbruch roch. Angegriffen wurden wir nicht, und als wir leuchteten, entdeckten wir auch keinen Menschen, dafür aber ungewöhnliche Abdrücke im Staub.

Suko schaute sie sich genauer an. »Das sind Panther-Spuren«, sagte er.

»Unsere Freundin muss hierher geritten sein.«

»Und wohin?«

»Das werden wir wohl irgendwann noch herausfinden, hoffe ich.«

Ich blieb stehen und dachte nach. »Sie hat von mehreren Dienern gesprochen. Ihren Panther wird sie dabei wohl nicht gemeint haben.«

»Glaube ich auch.«

»Also Menschen.«

»Die zu finden sein müssten!« vollendete ich.

Ich glaubte nicht daran, dass sich Lady Panthera auf ein Raubtier setzte und durch London ritt. Das war zu riskant. Auch wenn sie stark und mächtig war, zu großes Aufsehen sollte nach Möglichkeit vermieden werden.

Sie würde in der Nähe bleiben. Es sei denn, sie besaß die Gabe, sich unsichtbar machen zu können. Dann sahen wir mies aus.

Suko war schon vorgegangen. Wie Schatten waren wir in den düsteren Hausflur eingetaucht. In diesem Bau schien keiner zu leben, wahrscheinlich war er schon abbruchreif.

Wir fanden eine Tür, die verhältnismäßig stabil aussah. Durch sie schritten wir ins Freie und in eine komische und anders gelagerte Welt. Es war finster geworden, und die Schwüle hatte zugenommen. In der Nähe war es still, aber die dumpfe Luft trug die Geräusche aus der Ferne an uns heran.

Der Inspektor schüttelte den Kopf. »Das gefällt mir überhaupt nicht«, murmelte er.

»Ebenfalls.«

»Eine Ruhe vor dem Sturm, aber Panthera wird den Orkan entfachen, falls wir nicht achtgeben. Willst du nach Spuren suchen?«

»Nein, die verlaufen sich auf der Straße. Vielleicht haben wir Glück und finden einen Zeugen, der die beiden gesehen hat.«

»Der wird sich vor Angst in die Hose gemacht haben.«

»Verdammt!« zischte ich. »Irgendwo muss sie doch geblieben sein. Die hat sich bestimmt nicht in Luft aufgelöst.«

Wir befanden uns in einer engen Straße. Viele der hohen Häuser besaßen nur winzige Fenster.

Suko und ich fühlten uns unwohl. Diese Straße kam uns vor wie eine Falle. Obwohl wir niemanden sahen, hatten wir das Gefühl, beobachtet zu werden.

Die Luft drückte. Es war am Tage sehr heiß geworden. Jetzt roch es nach einem Gewitter und nach einem dicken Regenguss. Die Luft hatte sich schon abgekühlt. Aus einigen Gullyritzen stiegen Dampfschwaden, als würde unter den Deckeln etwas kochen.

Am Ende der Gasse sah ich plötzlich eine Gestalt. Es war ein Mann.

Auch er musste uns gesehen haben, blieb stehen, starrte uns entgegen und rannte weg.

Suko wollte schon starten, ich aber hielt ihn zurück. »Las ihn laufen, das wird nicht der einzige sein.«

»Meinst du?«

»Sicher.«

Vielleicht gehörte er auch zu Lady Pantheras Dienern, die sich irgendwo verborgen hatten. Manchmal sahen wir auch einen Lichtfleck hinter einem der Hausfenster. Hier waren nicht alle Häuser unbewohnt.

Irgendwo am weiten, düsteren Himmel machte ein Gewitter mit Wetterleuchten auf sich aufmerksam.

Vor einer Haustür blieb ich stehen. In der ersten Etage hatte ich hinter einer schmutzigen Scheibe einen rotgelben Lichtfleck entdeckt.

Da war noch jemand auf den Beinen.

Ich deutete nach oben. »Mit dem reden wir mal.«

»Soll ich hier unten bleiben?« fragte Suko.

Die Idee war gar nicht schlecht. »Okay, behalte du die Umgebung im Auge.«

»Meinen Warnpfiff kennst du noch?«

»Wie sollte ich den je vergessen?« Ich schlug Suko auf die Schulter und probierte durch eine Drehung am altmodischen Knauf, ob die Haustür offen war.

Sie war es. Ich schob mich in den dunklen Flur, fand einen Lichtschalter, und es passierte nichts, als ich ihn herumdrehte. Man schien hier auf Beleuchtung keinen Wert zu legen.

Das Haus kam mir vor wie eine Falle. Als schräg in die Höhe steigender Schatten malte sich der Treppenaufgang ab. Sehr leise bewegte ich mich, ließ die Lampe auch stecken, lockerte aber die Waffe.

Die Luft war zum Schneiden dick. Hinzu kam die schweißtreibende Schwüle und der unangenehme Geruch, der sich ausgebreitet hatte. Er war überhaupt nicht zu identifizieren.

Auf dem Absatz zur ersten Etage sah ich einen zusammengerollten Schatten liegen. Erst als ich dicht vor ihm stand, erkannte ich einen schlafenden Menschen.

Ich stieg über ihn hinweg und drehte mich nach rechts. Dort musste das Zimmer liegen, hinter dessen Fenster ich den Lichtschimmer entdeckt hatte.

Leise klopfte ich an.

Hinter der Tür rührte sich nichts. Zwar sind wir angehalten, höflich zu sein, in diesem Fall überging ich das Gebot und öffnete die Tür.

Warme Luft schlug mir entgegen, und auch den trüben Lichtschein sah ich, den eine alte Stehlampe verbreitete, die am Fenster neben einem Sessel stand, in dem ein Mann hockte und den Kopf so gedreht hatte, dass er gegen die Scheibe schauen konnte.

Er musste auch mich wahrgenommen haben, denn als ich an der Tür stehenblieb, sprach er mich an, ohne den Kopf zu drehen: »Kommen Sie näher.«

Ich schloss die Tür. So leise wie möglich schritt ich über die knarrenden Holzdielen und blieb neben dem Sessel stehen. Der Mann drehte nicht einmal den Kopf. Ich sah, dass er schlohweißes Haar hatte, das ihm bis auf die schmalen Schultern fiel. Die Siebzig musste er schon erreicht haben. Er trug ein weißes Hemd mit Stehkragen, eine graue Hose und ebenfalls graue Hosenträger, die über seine schmalen Schultern liefen.

Ich begrüßte ihn.

Er nickte nur.

»Sitzen Sie schon lange hier?« fragte ich ihn.
»Ja.« Er nickte bedächtig. »Ich bin alt geworden und kann einfach nicht schlafen. So sitze ich hier die Nächte durch und schaue zu, wie die Gegend stirbt. Ich habe sie noch anders gekannt, aber das ist vorbei. Man kann zuschauen und auf den Tod warten. So mache ich es auch.«
»Wollen Sie sterben?«
»Nein. Wer stirbt schon freiwillig? Aber ich weiß, dass meine Zeit bald gekommen ist. Hier hat sich vieles verändert.«
»Was, zum Beispiel?«
Noch hatte ich ihn nur im Profil gesehen. Seine Nase stach spitz hervor.
»Das wissen Sie doch, Mister. Sie haben sich bestimmt nicht bei uns hier verirrt.«
»In der Tat.«
»Suchen Sie die Frau?«
»Auch.«
Er lachte krächzend. »Sie ist gefährlich, ich weiß es. Denn sie übt Macht aus.«
»Sie kennen die Person also?«
»Wer kennt sie nicht? Sie ist die heimliche Herrscherin dieses Viertels.«
»Sie heißt Lady Panthera.«
Der alte Mann nickte. »Ich weiß. Und sie soll sehr alt sein, erzählt man sich.«
»Wer sagt das?«
»Ihre Freunde.«
»Du kennst sie?«
Da lachte er. »Wer kennt sie nicht? Sie geben sich offiziell als Asylanten aus, aber inoffiziell gehören sie einer gefährlichen Sekte an, die ins Land sickerte.«
»Kannst du mir sagen, wie groß ihre Anzahl ist?«
»Ich weiß es nicht. Aber drei habe ich immer gesehen. Sie sind sehr gefährlich.«
»Töten sie?«
»Auch das. Aber sie können auch anders reagieren, mein Lieber.« Zum ersten Mal seit unserem Zusammentreffen drehte er sich so, dass ich in sein Gesicht schauen konnte.
Ich erschrak. Es kostete mich Überwindung, nicht zurückzuweichen, denn sein Gesicht sah schrecklich aus. Das linke Auge wirkte so, als wollte es die Höhle verlassen, es hing der Wange entgegen, der Mund war verzogen, die Haut auf der Wange zusammengeschoben, und sie sah aus wie ein roter Schwamm.
»Na?« fragte er.

Ich holte tief Luft. »Was hat das zu bedeuten?«

»Du hast nach ihnen gefragt. Wenn sie dich nicht töten, brennen sie dir ein Mal auf die Wange. Bei mir haben sie es getan. Sie machten sich einen Spaß daraus. Die Diener der Pantherfrau sind gefährlich und auch tödlich.«

»Hast du ihnen etwas getan?«

»Nein, ich nicht. Ich habe hier nur gesessen.«

»Okay. Ich will sie finden. Wo halten sie sich auf? Du bist doch ein Beobachter. Raus mit der Sprache? Sag es!«

»Es gibt einen Raum, wo sie sich treffen, aber ich weiß nicht, wo er sich befindet.«

»Hier im Haus?«

»Das kann sein, aber ich habe nicht nachgeschaut. Ich warte darauf, dass der Tod zu mir kommt.«

»Wie kommst du darauf?«

»Man wird mich töten, weil ich geredet habe. Ich darf nicht sprechen. Wer spricht, den trifft die Rache ihres Götzen.«

»Haben sie den auch?«

»Ja, einen König Salomo.« Der Alte drehte sich wieder um und schaute gegen die Fensterscheibe. »Manchmal wird es schlimm, wenn sie durch die Straßen schleichen. Dann hört man auch das Jaulen und Fauchen des Panthers. Wir wissen, dass der Schatten erscheinen wird und die Frau ebenfalls. Sie ist die Königin.«

»Das weiß ich alles. Aber ich weiß nicht, wo ich sie finden kann. Gib mir einen Tipp.«

Er starrte auf seine zerschlissenen Hosenbeine. »Einen Tipp!« flüsterte er. »Ja, ich kann dir einen Tipp geben. Such die Blutkapelle. Wenn du sie findest, hast du einen großen Schritt getan.«

»Blutkapelle?«

»Dort versammeln sie sich.«

»Befindet sie sich hier in der Nähe?«

»Ja, aber ich weiß nicht wo. Geh nach draußen. Vielleicht siehst du sie auch. Dann kannst du ihr folgen, wenn sie auf dem Rücken des Panthers reitet.«

»Weißt du keine Zeit?«

»Nein, sie kommt und geht, wann sie will. Sie ist eine Herrscherin. Wir haben uns zu fügen. Mir hat sie ihr Zeichen auf die Wange gebrannt.«

»Ja, ich habe es gesehen.«

Er schüttelte den Kopf. »Nichts hast du gesehen, gar nichts. Schau genauer hin!« Er drehte den Lampenschirm so, dass die Seite mit der zusammengezogenen Haut angestrahlt wurde.

Jetzt entdeckte ich es auch. Auf der Haut zeichnete sich dunkelrot das Hexagramm Salomos ab. Genau dieser sechseckige Stern, der sich

auch auf meinem Kreuz befunden hatte und der nun verschwunden war.

»Was ist das?« fragte ich, obwohl ich es schon wusste. Aber ich wollte wissen, was dieser Mann dazu sagte.

»Das Mal Salomos, hat man mir erzählt.« Er begann zu lachen. »Sie haben Stangen, sie haben feurige Stangen. Sie brennen es dir auf die Haut, dann bist du in ihrer Hand. Sie haben Macht über dich. Ja, Macht.« Er schaute mich groß an, und sein Blick veränderte sich dabei.

Schwerfällig hob er den Arm und führte seine Hand dorthin, wo die Haut zusammengeschrumpft war und sich das Zeichen befand. Dabei krümmte er seine Finger. »Macht!« rief er plötzlich und griff zu.

Er stach die Fingernägel wie Messer in die zusammengeschobene Haut, ächzte schwer und fiel nach vorn.

Hätte ich ihn nicht gehalten, wäre er aus dem Sessel gekippt. So konnte ich ihn stützen und drückte seinen Körper wieder zurück. Auch der Kopf machte diese Bewegung mit.

Ich las es in seinen Augen. Der alte Mann vor mir lebte nicht mehr…

***

Der Fluch König Salomos hatte ihn getroffen!

Dieser eine Satz brannte sich in mein Gehirn. Aber wie, zum Teufel, hatte dies geschehen können? War König Salomo eine Person gewesen, die auf der anderen Seite gestanden hatte?

Ich wollte es einfach nicht glauben. Sonst hätte er auf meinem Kreuz nicht sein Siegel, das Hexagramm hinterlassen können. Irgend etwas stimmte da nicht.

Die rechte Gesichtshälfte war zerstört worden. Was noch an Haut übriggeblieben war, konnte man als alte, graue Reste bezeichnen, die lappig nach unten hingen.

Ein Verräter war bestraft worden.

Ich schluckte hart. Meine Hände hatten sich zu Fäusten geballt. Auf der Haut spürte ich den Schweiß. Die Mundwinkel zuckten, als ich mich ans Fenster stellte und nach draußen schaute.

Diese einsame Gegend hier in Southwork war zu einer Brutstätte einer uralten Magie geworden, und ich hatte bisher davon nichts bemerkt.

Mein Blick flog über die noch immer leere Straße. Ich schaute auch gegenüber auf die Hausfronten und sah plötzlich die phantomhafte Bewegung nahe einer Tür.

Da stand jemand!

Ich zog mich zurück, blieb aber so stehen, dass ich schräg aus dem Fenster auf die gegenüberliegende Seite schauen konnte. Dort tat sich noch nichts, aber Sekunden später entdeckte ich den feurigen Schein,

als hätte jemand etwas angezündet.
Eine Lampe war es bestimmt nicht, die leuchtete anders. Das sah mir eher nach einer Laterne aus.
Ich war davon überzeugt, es mit einem Diener der Lady Panthera zu tun zu haben, und den wollte ich mir aus der Nähe anschauen. Dem alten Mann konnte niemand mehr helfen. Er hatte durch seine Worte an mich das Todesurteil selbst unterschrieben.
Diesmal huschte ich schneller durch das alte Treppenhaus, ohne allerdings die nötige Vorsicht zu vergessen. Wenn ich den anderen gesehen hatte, musste auch Suko ihn entdeckt haben.
An der Eingangstür zögerte ich, drückte mich behutsamer vor und schaute um die Ecke.
Von Suko sah ich nichts. Er war verschwunden!

***

Der Inspektor hatte sich nach dem Weggang seines Freundes John Sinclair so eng gegen die Hauswand gedrückt, dass er einfach nicht mehr zu sehen war.
Und so wartete er.
Suko war ein Mensch, der viel auf seine Gefühle gab. Und das Gefühl sagte ihm hier, dass etwas in der Luft lag. Sie mussten sich der Lösung des Falles bis auf einen kleinen, letzten Schritt genähert haben, aber der war eben nicht vorauszuberechnen.
Selbst in einem Viertel wie Southwork waren die Straßen in der Nacht nicht so still. Suko kam es vor, als hätten sich die Menschen zurückgezogen, um einer lauernden Gefahr zu entwischen.
Ein Geräusch schreckte ihn auf. Es war ein Kreischen und hohes Quietschen, als ein Rollgitter an der gegenüberliegenden Straßenseite in die Höhe gezogen wurde.
In einer Hauswand entstand eine Lücke.
Suko bewegte sich ein wenig nach links. Er wollte eine bessere Sicht bekommen, denn ohne Grund war das Gitter bestimmt nicht weggenommen worden.
Die Lücke sah er sehr deutlich. Ein dunkler Einschnitt im Grau der Front, mehr nicht. Aber was konnte dort nicht alles lauern?
In der Finsternis zwischen den Wänden entstand eine Bewegung, die auch die Lücke ausfüllte.
Suko sah plötzlich ein Augenpaar!
Der Panther?
Suko hatte ihn bisher nicht zu Gesicht bekommen, doch er glaubte fest daran, dass es sich nur um ihn handeln konnte. Dieses Augenpaar gab es nicht bei einem Menschen.
Was sollte er tun?
Mit John konnte er sich nicht absprechen. Es war auch nicht die Zeit,

erst noch hochzulaufen und ihn zu fragen. Suko musste die Verantwortung allein tragen.

Ein Feigling war er nicht. Außerdem wollte er das Rätsel um den Panther lösen.

Bevor er die Straße überquerte, lauschte er noch einmal in den dunklen Hausflur hinter sich.

Da war nichts zu hören. John musste sich noch in der ersten Etage befinden. Wahrscheinlich hatte auch er dort etwas entdeckt, sonst wäre er längst wieder bei Suko gewesen.

Der Chinese drehte sich um und blickte auf die Einfahrt, wo er das Augenpaar gesehen hatte.

Es war verschwunden!

Da er den Panther nicht auf der vor ihm liegenden Straße entdeckte, ging er davon aus, dass sich das Raubtier in die Tiefe der Einfahrt zurückgezogen hatte.

Da wollte Suko auch hin.

Noch stand das Rollgitter oben. Suko blieb davor stehen und schielte in die Höhe.

Er war kein Feigling, doch als sein Blick die Kante traf, hatte er das Gefühl, gegen ein Fallbeil zu schauen.

Er lauschte in die Einfahrt hinein, hörte aber keine Geräusche, auch nicht das Tappen irgendwelcher Raubtierpfoten.

Deshalb versuchte er es.

Obwohl das Gitter hoch genug hing, duckte er sich, als er die Einfahrt betrat.

Suko bekam den Eindruck, in eine Todeszelle zu gehen. Er schritt auch nicht weiter und blieb zwei Schritte hinter dem hochgeschobenen Gitter stehen.

Suko besaß zwar keine Sensoren, aber seine Nerven reagierten ähnlich.

Äußerlich war er sehr ruhig, doch er schickte seine unsichtbaren Antennen aus, um herauszufinden, ob sich irgend etwas tat.

Keine direkte Gefahr, aber ihm gefiel der Platz zwischen den Wänden nicht. Hier hatte sich die Luft noch mehr gestaut. Wenn er atmete, hatte er das Gefühl, Blei zu trinken. Auch der Geruch passte ihm nicht.

Es stank nach Abfall und Verfaultem.

Das Knarren ließ ihn herumfahren. Suko befand sich noch in der Bewegung, als er sah, was geschehen war.

Vor ihm fiel das Rollgitter.

Es raste tatsächlich herunter wie ein Fallbeil und ließ sich durch nichts aufhalten. Hart schlug es auf den Boden und versperrte die Einfahrt.

Da passte keine Maus mehr durch. Suko starrte das Gitter an. Das Metall schimmerte in einem Grauton nach. Es gab für den Chinesen

nur mehr den einen Weg, und der würde genau in die Falle führen, die man ihm gestellt hatte.

Es gab keine Türen rechts und links in den Wänden der Einfahrt. Nur eben den Weg nach vorn.

Und den nahm Suko. Er war auch bereit, den Kampf aufzunehmen. Zudem trug er Waffen bei sich, die nicht ohne waren. Der Inspektor zog die Dämonenpeitsche, schlug einmal den Kreis, und die drei Riemen konnten hervorrutschen.

Einsatzbereit streckte er sie wieder zurück in den Gürtel. Nur seine eigenen Laufgeräusche begleiteten ihn. Jedes Raubtier besitzt einen gewissen Geruch. Suko rechnete damit, dass auch der Panther keine Ausnahme machte.

Aber er nahm ihn nicht wahr. Dafür näherte er sich dem Ende der schmalen Einfahrt, die in einen von hohen Wänden umschlossenen Hinterhof mündete. Über dem Geviert lag der nachtdunkle Himmel. - Wolken hatten die Gestirne verdeckt. Es drang kaum Licht auf die Erde, und erst recht nicht in den stinkenden Hof.

Wo steckte der Panther?

Suko tastete sich mit den Blicken in die vor ihm liegende Finsternis. Nur die Schatten der ihn einkreisenden Wände nahm er wahr, aber nicht das Raubtier.

Doch er sah das Leuchten.

Es waren keine Lampen, die man angezündet hatte, auch keine Kerzen, dafür strahlte das Licht einfach zu ruhig und zudem in einem dunkelroten Schein.

Der wirkte zunächst noch verschwommen. Je mehr er sich dem Chinesen allerdings näherte, um so klarer trat er hervor, und Suko erkannte die Zeichen.

Es waren sechseckige Sterne, die Hexagramme König Salomos!

Sie näherten sich ihm von drei verschiedenen Seiten. Zuerst glaubte Suko daran, dass sie in der Luft schweben würden, das allerdings erwies sich als Irrtum. Wenig später schon sah er die schemenhaften Gestalten, die die Hexagramme trugen.

Sie steckten auf langen Stäben, die sich ebenfalls schwach abzeichneten. Und Suko hörte die Stimmen. Murmelnd, flüsternd und leise. Trotzdem rann es ihm kalt über den Rücken.

»Er hat den König beleidigt. Er wollte unseren Meister nicht anerkennen, wir müssen ihn bestrafen. Das Siegel Salomos wird ihn zerstören…«

Suko blieb ruhig, aber seine Hand lag auf dem Griff der Dämonenpeitsche. Er war bereit, sie jeden Augenblick zu ziehen und knallhart einzusetzen.

Noch taten die anderen ihm nichts, und noch entdeckte Suko auch den Panther nicht. Der Hof war dunkel genug, so dass er sich

verborgen halten konnte.
Der Inspektor hoffte, dass man die Bewegung seiner linken Hand nicht sah, als er nach der kleinen Lampe tastete, sie hervorholte und einschaltete. Er richtete den Strahl dorthin, wo die Gestalt in der Mitte stand und die lange Stange festhielt.
Sie traf!
Suko war überrascht. Um den Stab mit dem glühenden Hexagramm kümmerte er sich nicht, denn der Lampenschein hatte das Gesicht der Gestalt getroffen, und Suko glaubte, eine Mumie vor sich zu haben.
Die Haut schimmerte grünlich. Sie hatte sich zusammengezogen und zahlreiche Falten gebildet, die wie ein Muster aus kleinen Treppen das Gesicht durchzogen.
Es war eine furchtbare Fratze mit rauen, lappigen Lippen und kleinen echsenhaften Augen. Der Mann trug ein langes Gewand, dessen Saum erst dicht über den Schuhen endete. Sein Kopf wurde durch eine Haube optisch verlängert, die Ähnlichkeit mit einer Mitra hatte. Sie besaß eine blaugrüne Farbe, in die goldene Streifen eingezogen waren.
So also sahen die Diener Salomos aus, auf die sich Lady Panthera verließ, und Sukos Blick glitt weiter, bis er die Spitze der Stäbe erreichte.
Drei Hexagramme gaben ihren unheimlich wirkenden Schein ab und bildeten rötliche Inseln in der Finsternis.
Durch die Nase holte der Chinese Luft. Er wusste nicht, was die anderen von ihm wollten, etwas Gutes konnte es sicherlich nicht sein. Auch das Hexagramm musste seine Bedeutung haben.
Sie sahen so aus wie das Hexagramm auf John Sinclairs Kreuz, das leider verschwunden war.
Die drei schienen einen unhörbaren Befehl bekommen zu haben, denn sie senkten zur gleichen Zeit die Stäbe nach vorn, so dass die glühenden Hexagramme auf den Chinesen wiesen.
»Was soll das?« fragte Suko.
Er bekam Antwort, wusste aber nicht, wer gesprochen hatte. »Du bist ein Frevler, ein Eindringling. Und Frevlern werden wir unsere Zeichen aufdrücken, damit sie niemals mehr aus unserem Bann geraten. Wir werden den Weg gehen, der uns vorgeschrieben ist.«
»Gehörtet ihr auch zu König Salomo?« fragte Suko.
»Wir waren seine Leibwächter!«
»Und ihr habt überlebt?«
»Ja.«
»Wie war das möglich?«
»Sein Blut gab uns die Kraft. Es hat überlebt, ebenso wie wir. Er hat vor seinem Tode schon dafür gesorgt, dass man uns nicht vergisst. Wir tragen seine Botschaft in die andere Zeit.«
»Diese Botschaft lautet: tot«, sprach Suko gegen. »Hat er das

vielleicht gewollt?«

»Es ist unsere Sache, wie wir an das große Ziel gelangen«, wurde Suko erklärt.

»Und wie heißt es?«

»Die Macht Salomos kann nur errungen werden, wenn wir einen bestimmten Gegenstand bekommen, der sich in der Nähe befindet. Wir haben lange gesucht, doch Panthera hat uns gesagt, dass er nicht weit entfernt ist.«

Die Stimmen klangen, als würden sie aus einer Gruft kommen. Vielleicht lag es auch am Echo zwischen den Wänden der schmalen Einfahrt.

Suko wusste natürlich, um was es sich handelte. Das sagte er den drei alten Dienern auch.

»Es geht euch um das Kreuz!«

»So ist es.«

»Hat Salomo es besessen?«

»Ja, das hat er.«

»Dann war er der Falsche. Wer das Kreuz besitzt, der tötet nicht, der steht auf der anderen Seite. Ich glaube nicht, dass der König Salomo gewollt hat, dass im Namen dieses Talismans Menschen umgebracht wurden. Nein, dahinter steckt etwas anderes.«

Suko bekam keine Antwort. Er stellte aber fest, dass die anderen überlegten. Wahrscheinlich dachten sie darüber nach, ob sie ihm die Wahrheit sagen sollten.

»Nun, habe ich euch durchschaut?« Suko lachte leise. »Ich glaube euch nicht, dass ihr die Diener König Salomos seid. Ihr und die Frau auf dem Raubtier tretet nur als solche auf. Tatsächlich aber seid ihr schlimme Mörder, die etwas anderes wollen.«

»Vielleicht hast du recht.«

»Sicher sogar. Was wollt ihr?«

»Das Kreuz!«

»Und für wen?«

Es war die alles entschiedene Frage, die Suko stellte, aber die anderen waren nicht bereit, ihm eine Antwort zu geben. Jedenfalls keine akustische. Sie antworteten auf ihre Art und Weise, denn sie griffen an, um Suko mit dem Hexagramm zu zeichnen…

***

Es gefiel mir überhaupt nicht, dass mein Partner verschwunden war. Dafür gab es selbstverständlich einen Grund, aber es stellte sich die Frage, ob er freiwillig seinen Platz verlassen hatte oder dazu gezwungen worden war.

Einen Tipp konnte ich nicht wagen, so musste ich zunächst die Sache selbst in die Hand nehmen.

Mein Ruf zurück in den Flur des Hauses verhallte ohne eine Antwort. Ich leuchtete auch noch hinein, suchte nach irgendwelchen Spuren, die auf einen Kampf hingedeutet hätten, aber ich fand nichts.

Also war Suko gegangen.

Man konnte die schmale Straße zwar nicht als sehr lang bezeichnen, doch es gab genügend Häuser, in die er hätte verschwinden können. Ich konzentrierte mich zunächst einmal auf die gegenüberliegende Straßenseite, dort hatte ich schließlich vom Fenster in der ersten Etage aus das geheimnisvolle Leuchten bemerkt.

Vielleicht hatte Suko es auch gesehen und war gegangen, um nachzuschauen.

Nach allen Seiten sichernd überquerte ich die Fahrbahn. Da das Kreuz in diesem Fall eine sehr wichtige Rolle spielte, hielt ich es nicht mehr versteckt. Es hing jetzt außen vor meiner Brust und für jeden sichtbar.

Am Ende der Straße rollten zwei Wagen vorbei. Aus einem wehte Musik.

Die Klänge verhallten schnell und keiner der Fahrer hatte sich um mich gekümmert.

Ich erreichte die andere Seite und ließ meine Blicke an den düsteren Fassaden hochgleiten.

Oben unter dem Dach brannte hinter einem kleinen Fenster ein trübes Licht. Dort war Suko bestimmt nicht verschwunden. Ich schritt auf dem schmalen Gehsteig weiter.

Mit der Fußspitze stieß ich gegen eine leere Flasche. Sie rollte ein paar Meter und blieb im Rinnstein liegen. Als das Scheppern verklungen war, schaute ich nach rechts und sah dort, zwischen den Hauswänden, das matte Glänzen.

Im ersten Augenblick war ich irritiert. Das Glänzen musste etwas zu bedeuten haben. Ich überlegte, vergegenwärtigte mir wieder meine Situation in der ersten Etage und hatte plötzlich die Lösung.

Als ich aus dem Fenster schaute, war dieses Blinken noch nicht gewesen. Da befand sich zwischen den beiden Häusern eine Einfahrt, eine Art Tunnel.

Jetzt aber war es vorhanden.

Erst als ich mich der Einfahrt bis auf eine Körperlänge genähert hatte, erkannte ich den Grund. Vor die Öffnung war ein Rollgitter aus Metall heruntergelassen worden.

Man wollte also nicht, dass jemand den dahinterliegenden Hof betreten sollte.

War Suko dort verschwunden?

Ich trat nahe an das Gitter heran und untersuchte es mit meinen Händen. Es wirkte nicht nur stabil, es war auch stabil. Ohne Werkzeug bekam ich es nicht hoch.

Ich bückte mich, wollte mir seinen unteren Rand anschauen und geriet mit einem Ohr noch näher an das Metall.

Da hörte ich die Stimmen.

Was genau gesprochen wurde, konnte ich nicht verstehen, aber der Mann, der hin und wieder eine Antwort gab oder eine Frage stellte, war mein Freund Suko.

Gefangen oder nicht?

Ich glaubte nicht daran, dass es ihm schlechtging, sonst hätte er nicht reden können, aber wenn ich mir das Rollgitter betrachtete, so konnte man es auch als das Zuschlagen einer Falle sehen.

Und Suko stand - das vernahm ich auch - nicht nur einer Person gegenüber. Es mussten mehrere sein und sicherlich nicht seine Freunde.

Ich kniete mich jetzt hin und untersuchte das Rollgitter an seinem unteren Ende.

Da war nichts zu machen. Es klemmte auf dem Boden fest. Ich sah keine Chance, es in die Höhe zu drücken. Dann musste ich eben auf eine andere Art und Weise auf den Hof.

Die Fenster in diesen alten Bauten lagen immer ziemlich hoch. Erst wenn ich die Arme ausstreckte, konnte ich eine der schräg zum Gehsteig hin laufenden Fensterbänke erreichen.

Ich klammerte mich fest und versuchte es mit einem Klimmzug. Beim ersten Mal rutschte ich ab. Beim zweiten Versuch gelang es mir, mich mit dem rechten Ellbogen aufzustützen und auch ein Bein hochzubringen. Die linke Hand behielt ich frei, angelte auch meine Beretta hervor und schlug mit dem Lauf gegen die Scheibe.

Zum Glück erklang kein lautes Klirren, als das Glas zu Bruch ging. Eher ein sattes Platzen. Die Scherben flogen nach innen in den Raum. Ich steckte meine Hand durch das Loch und bekam auf der anderen Fensterseite den Riegel zu fassen.

Zwar klemmte er etwas, aber mit einiger Kraftanstrengung gelang es mir, ihn herumzudrehen.

Dann konnte ich das Fenster öffnen.

Mit dem Kopf zuerst schob ich mich in den Raum, der natürlich stockfinster war.

Ich sah auch keine Möbelstücke oder irgendwelche Hindernisse. Mit einer Rolle voran und mich dabei mit den Handflächen aufstützend glitt ich in den Raum.

Mein Eindringen war nicht gehört worden, denn niemand griff mich aus der Finsternis her an.

Geduckt und sprungbereit blieb ich stehen und lauschte in die Finsternis hinein.

Kein Atmen einer fremden Person und auch kein Fauchen. Mich umgab eine beklemmende Stille.

Sehr vorsichtig ging ich weiter. Ich traute mich auch nicht, die Lampe einzuschalten, doch meine Augen gewöhnten sich an die Finsternis, so dass ich wenigstens gegen kein Hindernis lief und vor mir einen etwas helleren rechteckigen Ausschnitt sah.

Eine Tür.

Verschlossen war sie nicht. Die Klinke hing nach unten. Ich brauchte nur an ihr zu ziehen, um die Tür öffnen zu können.

Wieder lag ein dunkler Flur vor mir. In den letzten Stunden hatte ich davon genug präsentiert bekommen.

Und noch etwas ließ mich aufmerksam werden.

Ein Luftzug streifte mein Gesicht. Er wehte von links heran. Dort stand tatsächlich eine Tür offen. Wahrscheinlich führte sie auf den auch für mich so interessanten Hinterhof.

Von Suko und den anderen Typen hörte ich nichts. Sie waren einfach zu weit entfernt.

Tief holte ich Luft, bevor ich mich in Bewegung setzte. In meinem Nacken hatte sich wieder der Schweiß gebildet, der in langen Bahnen kühl über den Rücken lief.

An den Panther und dessen Reiterin dachte ich in diesen Augenblicken nicht mehr, wurde aber wieder daran erinnert, als sich plötzlich der Ausschnitt der offenstehenden Hintertür verdunkelte.

Ich presste mich gegen die Wand.

Hatte mich das Tier gesehen?

Es zeigte keine Reaktion, ebenso wenig wie die Frau, die auf seinem Rücken hockte.

Nur sehr flach atmete ich, schielte nach rechts und sah, wie sich Panthera bückte, damit sie nicht mit dem Kopf gegen den Türbalken stieß.

Wo würde sie hinreiten? Den Gang entlang und dabei auf mich zu? Das hoffte ich nicht, denn so schnell wollte ich von ihr nicht entdeckt werden.

Ich konnte auch beruhigt aufatmen, denn Lady Panthera hatte sich ein anderes Ziel vorgenommen.

Sie ritt geradeaus. Was sie für ein Ziel dabei ins Auge gefasst hatte, konnte ich leider nicht erkennen. Jedenfalls verschwand sie, und auch das kalte Augenpaar des Panthers war nicht mehr zu sehen. Ich vernahm von ihm nur mehr ein leises Knurren, das sich fast wie eine Warnung anhörte.

Hatte mich die Frau bewusst ignoriert, oder wollte sie mich einfach zu sich locken?

Ich tippte auf das letztere und dachte daran, sie nicht zu enttäuschen.

Dabei vertraute ich darauf, dass Suko auf dem Hinterhof allein mit den anderen klarkam.

Ich ging tiefer in den Flur hinein, erreichte sehr bald die Hintertür

und stellte fest, dass Panthera mit dem Panther in einen Keller geritten war, denn links von mir stand eine Tür offen, hinter der eine Treppe aus Stein begann.

Von ihr war nichts zu sehen. Sie und der Panther schienen von der Dunkelheit verschluckt worden zu sein.

Eine Dunkelheit, die mir gefährlich vorkam. Ich aber wollte mich nicht zu früh bemerkbar machen, so ließ ich mein Lampe ausgeschaltet und stieg im Dunkeln die Stufen hinab, in der Hoffnung, nicht zu stolpern und den anderen in die offenen Arme zu fallen.

Es klappte.

Automatisch zählte ich mit und kam auf sieben Stufen. Was dahinter lag, war nur mehr zu ahnen, die Finsternis lag dicht wie ein schwarzer Schleim über dem Keller.

In den sich plötzlich zwei grünliche Laternen schoben. Nur waren es keine Laternen, sondern Augen.

Raubtieraugen!

Der Panther wartete, und er stand direkt vor mir. Ich trug leider meinen Bumerang nicht bei mir, so tastete ich zur Beretta.

Meine Hand erreichte die Waffe nicht mehr, denn vor mir wurde es hell.

Aus dem Boden drang das rötliche Licht, das wie ein Kegel in die Höhe stieg und beide - Mensch und Tier - umflorte.

Lady Panthera hockte auf dem Rücken.

Stolz wie eine Königin gab sie sich. Dabei hielt sie kein Zepter in der Hand. Statt dessen ein anderes Zeichen ihrer Macht.

Ein durchscheinendes vasenähnliches Glasgefäß, das mit einer dunklen Flüssigkeit gefüllt war.

Das Blut Salomos!

***

Die drei abtrünnigen Leibwächter Salomos waren sich ihrer Sache sehr sicher. Schließlich stand vor ihnen nur ein Mensch, und bisher hatten ihnen die Menschen keinen großen Widerstand entgegensetzen können.

Nur einer griff an.

Es war derjenige, der in der Mitte und Suko damit am nächsten stand.

Der rammte seinen Stab vor, und das Hexagramm glühte, als es auf Suko zuraste, noch stärker auf.

Es hätte Suko ungefähr in Höhe der Brust getroffen, aber der Chinese war sehr schnell.

Kurz bevor das Zeichen durch seine Kleidung und damit auf die Haut brennen konnte, tauchte er zur Seite, so dass es an seiner linken Seite vorbeiwischte und gegen das Rollgitter rammte.

Suko hörte kein Zischen, nur den dumpfen Schlag, drehte sich, riss die Dämonenpeitsche hervor und drosch zu.

Als der Leibwächter seinen Stab zurückzog, erwischten ihn die drei Riemen. Sie klatschten quer über seinen Körper und schwächten ihn auf der Stelle, denn er brach zusammen.

Sukos linker Arm schnellte herum, bewegte sich aber trotzdem noch zur Seite und konnte den Stoß des zweiten Leibwächters mit seiner Beutewaffe parieren.

Die beiden prallten zusammen. Der Leibwächter - siegesgewohnt zeigte sich irritiert. Er reagierte nicht so schnell, wie er es hätte tun müssen, und Suko bekam seine Chance.

Er stieß seinen Stab vor.

Mitten in das alte, zusammengedrückte Gesicht der Gestalt drückte er das Brandzeichen hinein.

Diesmal hörte er es zischen. Er spürte auch die Nachgiebigkeit der Haut, sah die Masse verschwimmen, weil Rauchwolken vor den Gesichtern flatterten und verwehten.

Suko zog die Lanze zurück und sprang nach hinten. Noch war ein Gegner übrig.

Der ließ es langsamer angehen. Er hatte sich in die Tiefe des Hofes zurückgezogen, hielt die Stange mit beiden Händen fest, rammte sie hin und wieder vor, aber es waren oftmals nur Finten, auf die der Inspektor nicht reinfiel.

Er griff an. Sehr schnell und auch sehr geschickt. Der andere konnte die Stöße kaum parieren. Manchmal klatschten die Hexagramme zusammen, und Suko hörte die metallischen Geräusche. Die Peitsche hatte er wieder weggesteckt, er wollte seinen letzten Gegner mit den eigenen Waffen schlagen.

Der krümmte sich manchmal wie ein Wurm am Haken, schlug auch seitlich zu, aber er traf den Inspektor nie, weil dieser viel zu schnell war und plötzlich mit einem Sprung über die andere Stange hinwegsetzte.

Suko hatte sehr viel Kraft in die Aktion gelegt, war auch ungewöhnlich hoch gesprungen und musste dem anderen vorkommen wie ein rächender und tödlicher Geist.

Seine beiden Füße und die Stange rasten schräg in die Tiefe. Getroffen wurde der Leibwächter auf dreierlei Art und Weise. Sukos Füße rammten gegen seine Schultern und schleuderten ihn zurück. Er lag kaum auf dem Rücken, als der Chinese das Hexagramm mit großer Wucht gegen die Brust seines Feindes presste.

Er drang durch.

Ein ächzender Schrei verließ den Mund des untreuen und verräterischen Leibwächters, bevor er durch das Zeichen Salomos vernichtet wurde.

Als Staub und Knochenhaufen blieb er liegen.

Der Inspektor atmete tief durch. Der Kampf war nur kurz gewesen, und Suko hatte ihn siegreich bestanden.

Er ging dorthin, wo die beiden anderen lagen, leuchtete sie an und sah im Schein der Lampe die grauen Schädelknochen und auch die feine Asche dazwischen.

Reste einer biblischen, verräterischen Gestalt, die endlich ihr Schicksal gefunden hatte.

Als Suko seine Hand bewegte, fiel der Lichtkegel auf das Rollgitter. Dies war gewissermaßen ein Zeichen für ihn, dass er diesen Weg nicht nehmen konnte.

Zwar probierte er es, aber das Gitter klemmte, durch welchen Mechanismus auch immer, an seiner unteren Seite fest.

Also musste er durch das Haus. Dort konnte ja auch das Weib mit dem Raubtier verschwunden sein. Sie waren schließlich der Joker in diesem gefährlichen Spiel.

Suko glaubte daran, dass die erste große Gefahr vorbei war. Deshalb riskierte er es auch, die Lampe einzuschalten und den langen Strahl wandern zu lassen.

Der Hof war kleiner, als er gedacht hatte. Um so mehr Gerumpel verteilte sich dort. Regelrechte Abfallhügel, aus welchem Zeug auch immer zusammengesetzt.

Irgendwann war der Untergrund einmal gepflastert worden. Dieses Pflaster bestand sicher noch, aber im Laufe der langen Zeit hatte sich eine Schicht aus Schmier darauf gelegt.

Sie gab Spuren wieder.

Suko brauchte ihnen nur zu folgen. Die Abdrücke zeichneten sich klar und deutlich im Lichtkegel der Lampe ab, und sie führten in eine bestimmte Richtung weiter, der Suko folgte.

Vor einer hinteren Ausgangstür blieb er stehen. Sie stand sperrangelweit offen. Der dunkle Flur lud zum Eintreten ein. Suko zögerte auch keine Sekunde.

Er war sehr vorsichtig, denn er ahnte, dass er dicht vor der Lösung des Rätsels stand. Dann sah er die Treppe…

***

Wir schauten uns gegenseitig an. Lady Panthera badete im roten, aus dem Boden strahlenden Licht. Wie ein Denkmal standen sie und der Panther auf der Glasplatte.

Auch das Raubtier ließ mich nicht aus dem Blick. In den Augen der Menschen konnte man oft genug deren Gefühle ablesen, bei den Tieren ist es etwas anderes. Die grünen Ovale des Panthers hatten sich nicht verändert. Für mich strahlten sie nach wie vor eine tödliche Kälte und Gnadenlosigkeit ab.

Lässig trug die hübsche Frau das Kleid. An der linken Schulterseite war es besonders weit nach unten gerutscht, so dass ich die Ansätze ihrer Brust erkennen konnte.

»Das Blut Salomos«, sagte ich. »Befindet es sich in dem Gefäß, das du in der Hand hältst?«

»Ja.«

»Aber du kannst nicht zu ihm gehören, Panthera. Ich vertraue dir nicht. Sonst würdest du anders handeln. Etwas stimmt hier nicht. König Salomo war ein Weiser, kein Mörder. Er hat keine Kriege geführt und konnte stolz darauf sein. Er muss einfach bemerkt haben, dass sich eine Verräterin an seinem Hof befand.«

»Es waren viele an seinem Hofe, die dort ein- und ausgingen.«

»Wie soll ich das deuten?«

»Der König war ein Mensch, der die Sinnesfreuden liebte. Er wollte leben und leben lassen. Deshalb lud er sich Gaukler, Magier und Künstler ein, die ihre Spiele und Tricks aufführten, so dass an seinem Hofe nie Langeweile herrschte.«

»Und du gehörtest auch dazu?«

»Ja, ich war eine Frau, die mit Panthera spielte. Ich hatte sie gezähmt, dem König damit sehr imponiert, so dass er mich in seinen engeren Kreis aufnahm. Er vertraute mir manche Geheimnisse an, unter anderem sprach er auch von seinem besonderen Blut und von dem Kreuz, das er mir einmal in einer schwachen Stunde zeigte. Er redete über die Macht, die ihm das Kreuz verliehen hatte. Es war eine Macht, in der das Wort Gewalt nicht vorkam, das merkte ich später, als jemand anderer mit mir Kontakt aufnahm und mir alles versprach.«

»Wer war es?«

»Das behalte ich für mich, aber er brachte mich von Salomo ab. Er hat zuerst vom Blut des Königs gesprochen, von einer nahezu magischen Zusammensetzung, die demjenigen, wenn er es mit gewissen Ingredienzien vermischt, langes Leben gibt. Ich war davon fasziniert, wollte die Zutaten wissen, aber der andere stellte seine Bedingungen. Ich war dazu ausersehen, dem König das Kreuz abzunehmen.«

»Was nicht gelang.«

»Nein, trotz der drei von mir bestochenen Leibwächter. Sie wollten dem König sein eigenes Zeichen entgegensetzen, ein Hexagramm, das magisch aufgeladen war. Eines nachts überfielen wir den König. Ich hatte ein Messer bei mir. Als Salomo schlief, wollte ich zuerst sein Blut, schnitt eine Wunde in den Oberarm und fing das Blut auf. Ich hätte ihm die Kehle durchtrennen sollen!« schrie sie voller Hass, »denn er wachte auf und konnte sich durch das Kreuz wehren. Noch während wir uns im Zimmer befanden, traf uns sein Fluch, der immer

anhalten sollte. Wir konnten fliehen und gelangten zu unserem Götzen. Der hörte sich unsere Geschichte an. Wir rechneten mit dem Tod, er aber ließ Gnade vor Recht ergehen und nahm uns das Versprechen ab, ihm irgendwann einmal das Kreuz zu besorgen. Die Zeit spielte dabei keine Rolle. Hunderte oder Tausende von Jahren, was ist das schon im Vergleich zur Ewigkeit! Durch seine Kraft und Magie sorgte unser phönizischer Gott für eine magische Verlagerung des Tranks, so dass wir leben konnten. Er gab mir sogar den Panther als Schutz an meine Seite, und so überlebte ich die langen Jahre. Ich wusste, dass irgendwann der Zeitpunkt kommt, um das Kreuz zu erlangen, jetzt ist er da. Du hast es, du bist ein Erbe des von mir verhassten Königs, und ich werde dir das Erbe abnehmen.«

»Wem willst du es geben?« fragte ich.

»Meinem Götzen.«

»Sag mir endlich den Namen!« forderte ich sie auf.

»Es ist…« Sie legte noch eine kleine Pause ein und gab ihrer Stimme einen leichten Klang von Ehrfurcht. »Es ist -Baal!«

***

In einer anderen Situation hätte ich mir gegen die Stirn geschlagen. In diesem Augenblick empfand ich es als unpassend. Dass es Baal gewesen war, hätte ich mir denken können, weil Lady Panthera von einem phönizischen Götzen gesprochen hatte.

Und Baal war in grauer Vorzeit tatsächlich von den Phöniziern verehrt worden.

Ich glaubte ihr aufs Wort, dass er hinter dem Kreuz her war. Den Dolch hatte er ja schon für eine Weile besessen. Meine stärkste Waffe fehlte ihm noch in der Sammlung.

»Ja«, gab ich nickend zu. »Baal ist mächtig. Das muss ich eingestehen, Panthera.«

»Zu mächtig für dich!«

»Das möchte ich dahingestellt sein lassen, aber hat er tatsächlich das Blut des Königs mit seiner magischen Kraft angereichert?«

»Weshalb sollte ich dich belügen?«

»Es war nur eine Frage, weil ich wissen wollte, ob es auch dich am Leben erhält.«

»Das stimmt. Ich brauche das Blut, aber ich kann nur in der Nacht leben. Am Tage bin ich tot, da herrschen die Kräfte des Lichts. Nur die Nacht gehört mir. Baal hat dafür gesorgt, dass ich, wenn ich das Blut trinke, mich auflösen kann. Da wird der tote Körper mit dem lebenden zusammengeführt. Denn eigentlich existiere ich zweimal. Einmal als Tote, dann wieder als Lebende. Die drei jungen Männer haben mich als Tote entdeckt, während ihr mich als Lebende vor euch gesehen habt. Doch dann verschwand ich vor euren Augen, und mein toter

Körper wurde wieder beseelt. Auch der Panther erwachte. Wir beide wurden zu Geschöpfen der Nacht, angetrieben von Salomos Blut und von der Macht des Götzen Baal. Das ist die Lösung des Rätsels, die ich dir gegeben habe, weil du keine Chance mehr hast. Ich werde mir das Kreuz jetzt holen. Der Panther schützt mich. Er wird dich zerreißen, wenn du dich weigerst und…«

Ich unterbrach sie. »Darf ich es dir bringen?« fragte ich.

Sie zeigte sich irritiert. »Wie, du willst es freiwillig abgeben? Nein, ich traue dir nicht. Man hat mich vor dem Träger des Kreuzes nicht umsonst gewarnt…«

Ich hatte mich bereits ein wenig gedreht, so dass eine Seite von mir im Schatten stand.

Und ich zog die Waffe.

Ob sie wusste, welch eine Gefahr die Pistole bringen konnte, war mir nicht klar, jedenfalls ließ ich sie zu keinen weiteren Überlegungen mehr kommen und feuerte…

***

Dreimal schoss ich rasch hintereinander, hatte dabei auf die Vase mit dem Blut gezielt und auch getroffen.

Ein Klirren ertönte nicht. Dafür platzte die Vase vor meinen Augen auseinander. Der Panther duckte sich, während die Frau auf seinem Rücken einen Schrei ausstieß und durch die heftige Bewegung des Raubtiers nach vorn gedrückt wurde, so dass sie fast vom Rücken rutschte. Im letzten Augenblick krallte sie sich mit ihrer blutbefleckten rechten Hand im schwarzen Fell fest und blieb schwankend sitzen.

Sie litt wahnsinnig. Ihr Gesicht wurde zu einem Relief aus Schmerzen und Angst. Sie beugte ihren Rücken durch, machte sich steif, röchelte, schlug mit der Hand um sich, ohne jedoch etwas erreichen zu können, und sackte plötzlich zusammen, weil ihr Körper keine Kraft mehr besaß, um sie zu halten.

Als der Kopf nach vorn fiel, machten auch die langen Haare diese Bewegungen mit und bedeckten den Schädel wie ein schwarzer Schleier, über dem ein rotes Licht lag.

Das Raubtier rührte sich nicht. Es blieb auf der Stelle stehen. Immer hatte es Panthera getragen, die sogar ihren Namen nach diesem Tier gerichtet hatte.

Das war nun vorbei.

Sie starb…

Durch ihren Leib rann das Zucken, als hätte sie mehrere Schläge hintereinander bekommen. Und jedes Zucken zeigte eine makabre Folge, denn sie fiel auseinander.

Ein Arm löste sich, dann ein Bein, beides klatschte zu Boden. Wieso sich ihr Körper noch einmal aufrichten konnte, war mir unklar. Ich

schaute sie an, sah das Gesicht, das sich mir grauenvoll entstellt zeigte.

Die Fratze einer Mumie…

Im nächsten Augenblick fiel der Kopf ab, rollte über den Raubtierrücken, prallte zu Boden und zersplitterte dort. Der Rumpf folgte eine Sekunde später.

Beides war in Salomos Blutlache gefallen, die sich neben dem Tier verteilt hatte.

Panthera gab es nicht mehr.

Dafür aber den Panther.

Und ob bei ihm eine geweihte Silberkugel reichte, das war mehr als fraglich.

Der Panther konnte den Tod seiner Herrin nicht hinnehmen. Er musste etwas unternehmen.

Sein mächtiger Körper spannte sich. Wenn der mich erwischte und unter sich begrub, sah es schlecht für mich aus. Zudem konnte ich in diesem engen Raum kaum ausweichen.

Was also tun?

Als er sein Maul öffnete, mir seinen gefährlichen Rachen präsentierte, da hatte ich eine Idee. Gewissermaßen die alles entscheidende Chance.

Um das Kreuz war es ihnen im Endeffekt gegangen, durch das Kreuz sollte zumindest einer von ihnen vernichtet werden.

Das rote, in den Rachen fallende Licht ließ ihn noch schauriger und gefährlicher erscheinen. Die Werzähnen kamen mir vor wie rote, angespitzte Pfeile.

Er wollte springen.

Ich schleuderte das Kreuz und schrie gleichzeitig die Formel, um die Kräfte zu aktivieren.

»Terra pestem teneto - Salus hic maneto!«

***

Und das Kreuz traf!

Bevor der Panther reagieren und den Rachen noch zuklappen konnte, hatte ich es schon hineingeschleudert.

Es sandte seine Kraft aus. Strahlend und silbrig leuchtete es wie ein Fanal.

Der Panther, auch magisch beseelt, hatte dieser Waffe nichts mehr entgegenzusetzen.

Er brüllte noch auf, seinen Körper wuchtete er dabei hoch, so dass er mit dem Schädel gegen die Decke des Kellers klatschte, und da hörte ich schon knackende Geräusche, als seine Knochen brachen.

Das Tier klatschte zurück, rollte sich auf den Rücken und bewegte hektisch seine Pfoten, die über die Wand schabten.

Danach starb er lautlos.
Sein einst so prächtiges, glänzendes Fell bekam eine graue Farbe und wurde stumpf. Es fiel auch auseinander, so dass ich das Raubtiergerippe erkennen konnte.
Mit dem Schädel geschah das gleiche, doch innerhalb des Skeletts lag ein leuchtendes Kreuz, das wieder einmal seine Pflicht getan und einen uralten, magischen Götzenzauber abgewehrt hatte.
Ich ging auf die vernichtete Bestie zu, bückte mich und hob das Kreuz auf.
Das rote Licht war verglüht. Dunkelheit fiel über den Kellerraum, die plötzlich von einem langen Lichtarm erhellt wurde, dessen Kegel meine zupackende Hand erwischte.
»Gratuliere, John, ich hätte es nicht besser machen können!« lobte mich Suko.
Ich kam hoch und drehte mich um. Suko stand auf der Treppe, kam aber jetzt näher und nickte mir zu.
»Hast du alles mitbekommen?«
»Das Wichtigste, ja.«
»Und mit wem hattest du hinter dem Rolltor eine Diskussion? Waren es die drei verräterischen Leibwächter?«
»Genau. Es gibt sie nicht mehr. Vielleicht sind noch ihre Waffen übrig, sonst erinnert nur noch Staub an sie.« Suko hob die Schultern.
»Irgendwo gibt es auch für solche Geschöpfe eine Grenze.«
Wir verließen den Keller und atmeten draußen die kühlere Nachtluft ein.
Von den Verrätern war tatsächlich nur mehr Staub zurückgeblieben, und auch ihre Waffen hatten das Zeitliche gesegnet.
Suko schüttelte den Kopf. »Sie versuchen es immer wieder«, sagte er.
»Nie geben sie Ruhe.«
»Das ist nun mal ihre Art.«
»Ich weiß nicht, John, aber ich werde allmählich den Eindruck nicht los, dass du ganz besonders das Unglück auf dich ziehst. Dafür gibt es einen Grund.«
»Und welchen?«
»Der Besitz deines Kreuzes. Eine ehrliche Frage. Bist du eigentlich noch immer stolz darauf, der Sohn des Lichts genannt zu werden?«
Ich hob die Schultern. »Das ist gut«, sagte ich.
»Bitte, gib eine ehrliche Antwort.«
»Manchmal habe ich das Gefühl, dass diese Bürde für mich zu einer Last wird. Wenn ich aber so recht darüber nachdenke und alles in den Topf werfe, macht es mich stolz, möglicherweise der letzte Besitzer des Kreuzes zu sein.«
»Das wollte ich nur wissen.« Suko zählte auf. »Hesekiel hat das Kreuz erschaffen, König Salomo bekam es, auch Richard Löwenherz, Hector

de Valois, eine alte Zigeunerin, aber wer hat es noch besessen in dieser langen Zeit?«

»Das, mein lieber Suko, werden wir möglicherweise irgendwann einmal herausfinden…«

***ENDE***